

Hermann Hengel

Wie's früher war



**Hermann Hengel: Wie's früher war
Markgröningen, Eigenverlag, 2008**

Ich bedanke mich bei zwei Freunden für die redaktionelle Überarbeitung und die Mithilfe bei der Herausgabe.

Günther Mertz, IKD Mertz GmbH, danke ich für die Herstellung und Produktion.

Der Firma Hengel danke ich für die finanzielle Unterstützung bei den Druckkosten.

Hermann Hengel

Wie's früher war

Inhaltsverzeichnis

Seite

Gedanken im Alter	7
Erste Erinnerungen	8
Einer der spektakulärsten Kriminalfälle des 20. JH	8
Eine schallende Ohrfeige	10
Margret	12
Mein Vater, turbulente Zeiten und ein mutiger Pfarrer	12
Olympische Spiele 1936	15
Begehrtes Kleingeld	16
Ein beliebtes Spiel	16
Sportidole in den 30er Jahren	17
Autorennen	18
Wer sind denn Juden?	19
Evangelisch hier – Katholisch dort	20
Wintervergnügen damals	20
Futter für Stallhasen	22
Kriegsbeginn und Blitzfeldzüge	23
Der französische Offizier	24
Russlandfeldzug	25
Der Gefrierfleischorden	26
Stalingrad	27
Das Polenmädchen	27
Dienst im Jungvolk	28
Lehrzeit	29
Flugplatzbau	30
Das Wasserwerk – während des Krieges mein täglicher Aufenthalt	31
Schreckliche Geschehnisse während der letzten Kriegswochen	34
Mein Bruder	35
Der Tag X	36
Französischer Widerstand	37
Mein Freund, der Pilot	38
Der Traum vom besseren Schulabschluss	41
Vom kleinen Boxer und einer nachhaltigen Kontaktbörse	44
Meine kurze Laufbahn als Boxer	45
Bürgermeister und Ortsgruppenleiter im Clinch	47

Konfirmation 1944	48
Artilleriebeschuss	50
Bomben auf Pforzheim	52
Fliegerangriff aufs Zügle	53
Einmarsch der Franzosen	54
Die Nachbarin	55
Eine amerikanische Razzia	57
Vom Fräuleinwunder	58
Ein fragwürdiger Sabotageakt	58
Ein entsetzliches Verbrechen	59
Wasserversorgungsprobleme während der Besatzung durch Franzosen	60
Deutsches Know-how	60
Die erste Luftbrücke	62
Bemerkungen zur Entnazifizierung	62
Gedanken zum Widerstand	63
Bauen in Zeiten des Schwarzmarktes	64
Verzicht auf den Amoklauf	66
Jugendliebe	67
Ursula	69
Emotionales Solitude-Rennen	71
Die Zeit der Ringelsocken und Kreppsohlen	72
Erbfeind	72
Der verschwundene Teich – ein ökologischer Verlust	73
Förderer der Vereine	74
Späte Gewissensfrage	75
Der größte Politiker	77
Meine Bilanz	77
Schlussbetrachtung	78

Gedanken im Alter

Nachdem ich nunmehr alt bin und ans Sterben denken muss, stellt sich mir ein Problem:

Ich habe vier Enkel, denen ich als Schwabe ja etwas vererben sollte. Weil ich so gut wie keine Rente beziehe, kam ich auf die Idee, meine Erinnerungen zu schreiben.

Der Zeitraum von 1930 bis 2007, der mein bisheriges Leben umfasst, beinhaltet weltbewegende Ereignisse und Geschichten, aus denen man viel lernen kann. Mit Erfahrungen solcher Art können nicht alle Generationen aufwarten.

Die Notwendigkeit, wegen meiner Lähmung mit der linken Hand schreiben zu lernen, kam meinem Vorhaben entgegen.

Ich war auch einmal jung und deshalb weiß ich, dass gut gemeinte Ratschläge der Älteren von den Jungen oft nicht ernst genommen und schon gar nicht befolgt werden. Sie müssen erst ihre eigenen Erfahrungen machen und daraus lernen. Ich bilde mir nicht ein, dass ich dieses angeborene Verhalten ändern kann, will aber trotzdem wenigstens einen Versuch wagen.

Was in der Wirklichkeit vorgekommen ist, kann überzeugender dargestellt werden als durch die reine Theorie.

Wer könnte es besser darlegen als ein Mann, der so viel erlebt hat. Leider bin ich dabei alt geworden. Im Alter aber wird man bescheiden. Wenn ich auch nur einen kleinen Teil der heutigen Jugendlichen erreiche, für die ich notiert und geschrieben habe, wäre ich schon dankbar und zufrieden.

Die Zeit, in die man hineingeboren wurde, die Familie, das Umfeld in dem man aufgewachsen ist, spielt im Leben eines Menschen eine große Rolle. Ich will all das nach meinen Erinnerungen, so gut ich noch kann, niederschreiben. Ich glaube, keine Generation vor und nach uns kann aus der Geschichte so viel lernen.

Geboren bin ich im Jahr 1930 in einer bürgerlichen Familie in einer schwäbischen Kleinstadt. Es gibt nichts, was daran außergewöhnlich ist. Dass ich es trotzdem aufschreibe, glaube ich, meinen Enkeln schuldig zu sein. Ich wuchs in einer Zeit auf, in der sich geschichtlich Unvergleichbares ereignete. Noch nie wurde ein Volk, hauptsächlich, die Jugend, so getäuscht, so raffiniert betrogen und belogen.

Meine Aufzeichnungen sollen keine chronologischen Abläufe bestimmter Vorgänge z.B. des Krieges beinhalten. Es geht mir um den Alltag. So möchte ich beispielsweise aufzeigen, womit Kinder früher gespielt haben. Es gab ja kein Fernsehen, keine Gameboys, keine Spielautomaten und keine Computerspiele.

Ich möchte Schicksale, Geschichten und Begegnungen zwischen Menschen festhalten und fragen, warum es möglich war, dass unentschlossene und hilflose Politiker auf der einen Seite und machthungrige Diktatoren auf der anderen Seite soviel Not und Elend über Millionen Menschen bringen konnten, die nur Frieden wollten.

Ich möchte versuchen, eine Erklärung dafür abzugeben, warum Deutschlands schrecklichste Verbrechen gerade in dieser Zeit möglich waren. Schlechter und dümmer als heute waren die Menschen damals doch auch nicht.

Ich möchte aufzeigen, wie verbrecherische Demagogen mit Hilfe von Presse und Rundfunk durch einseitige Unterrichtung auf das Volk einwirken konnten. Da es damals so gut wie keine Begegnungen und Kontakte zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalitäten gab, war es sicher leichter, ein ganzes Volk zu verführen. Als großen Pluspunkt konnten die neuen Machthaber die Beseitigung der Arbeitslosigkeit für sich verbuchen. Wenn Familienväter wieder in Arbeit und Brot gebracht wurden, erregte dies die Aufmerksamkeit der Massen und lenkte sie ab von rechtswidrigen Verboten politischer Parteien und Gewerkschaften, von Einschränkungen

gen der Religionsausübung, von Inhaftierungen von SPD- und KPD-Funktionären und Juden. Ich habe dies alles so aufgeschrieben, wie ich es meinem Alter entsprechend empfunden habe. Dabei ist zu beachten, dass meine Beobachtungen aus dem Gesichtsfeld einer schwäbischen Kleinstadt erfolgten, und die Meinung der Erwachsenen, die mich umgaben, eine wesentliche Rolle spielte.

Wenn deshalb gelegentlich Unstimmigkeiten zwischen großer Politik und meinen Aussagen erkennbar werden, sehen sie mir das bitte nach. Große Politik ist oft beschrieben worden, vielleicht ist es vor diesem Hintergrund interessant, vom Alltag und von Stimmungen und Meinungen einfacher Leute zu hören.

Erste Erinnerungen

Ich glaube es war 1934. Ein Nachbar machte sich einen Spaß daraus, mir den neuen Gruß „HEIL HITLER“ beizubringen.

Aufmärsche und öffentliches Marschieren gehörten zur Tagesordnung.

Ich war als 4-jähriger mächtig stolz das Marschieren zu beherrschen, währenddessen die rechte Hand zu heben und den neuen Gruß rhythmisch in den Marschschritt einzubinden.

Mein Vater hielt sich damals politisch zurück, obwohl er Parteimitglied war und später auf Drängen des neuen Ortsgruppenleiters, den er schon seit der Jugendzeit kannte, Blockwart wurde.

Das Kassieren der Mitgliedsbeiträge übertrug er meinem 6 Jahre älteren Bruder, der die Aufgabe mehr schlecht als recht wahrnahm. Als deshalb immer mehr Unregelmäßigkeiten an der Tagesordnung waren, wurde meinem Vater das Amt aberkannt. Nachfolger zu finden war kein Problem. Vielen Männern war es eine Ehre, in dieser Partei ein Amt zu begleiten.

Im Kindergarten waren wir 80 Kinder, es war vor allem ein Verwahrungsort. Die „Kinderschwester“, allein mit den vielen Kindern, schaffte es trotzdem, uns Ordnung und die heute noch gültigen Werte von Eigentum und Respekt vor älteren Menschen in einer Art und Weise zu vermitteln, die im Unterbewusstsein das ganze Leben hindurch anhielt. Die Schwestern damals hatten keine besondere Ausbildung, schon gar kein pädagogisches Studium. Für sie war die Tätigkeit Berufung und nicht Job.

In den Familien allerdings verlief damals die Erziehung der Kinder völlig anders. Das Wort antiautoritär gab es noch nicht.

Heute meine ich, wenn man sich bei den Erziehungsmethoden in der Mitte trüfe, wäre das die bessere Lösung.

Einer der spektakulärsten Kriminalfälle des 20. Jahrhunderts

Was ich in dieser Sache aufschreibe, habe ich als 4-Jähriger miterlebt. Naturgemäß blieben in meiner direkten Erinnerung nur Bruchstücke erhalten. Meine Eltern aber, die aus persönlicher Bekanntschaft heraus sich für die Angelegenheit in hohem Maße interessierten, sammelten viele Presseberichte auch aus überörtlichen Zeitungen. Immer wieder habe ich diese gelesen. Mein Erinnern bezieht sich hauptsächlich darauf und auf die häufigen Erzählungen meiner Mutter.

Im Jahre 1945 schlug während der letzten Kampfhandlungen eine Artilleriegranate im Schlafzimmer meiner Eltern ein. Der Schrank, in welchem die schriftlichen Sachen aufbewahrt waren, wurde vernichtet und so waren auch die Presseberichte dahin.

Als meine Mutter vom Einkaufen heimkam, erzählte sie freudestrahlend, dass sie Anna getroffen habe. Sie sei mit ihrer Familie aus Amerika zu Besuch nach Markgröningen gekommen und hätten sogar ihr Auto mitgebracht. Anna, die einen Zimmermann namens Hauptmann geheiratet hatte, wäre in der gemeinsamen Kindheit oft ihre Spielkameradin gewesen. Der Sohn der Hauptmanns war vielleicht ein Jahr jünger als ich.

Als ich damals dem kleinen Amerikaner begegnete, schaffte man gespaltenes Brennholz noch zum Trocknen auf die Bühne. Das Nachbarhaus verfügte zum bequemeren Holztransport über ein Laufrad mit Seil, mit dem der Holzkorb hochgezogen wurde. Um dem kleinen „Ami“ eine Freude zu machen, setzte ihn der Nachbar in den leeren Korb und zog ihn zwei bis drei Meter hoch. Der kleine Hauptmann lachte. Leider trieb der Nachbar den Spaß nicht mit mir, aber ich war ja auch nicht der Besuch aus Amerika.

Mein älterer Bruder und seine Freunde, ich als Anhang immer dabei, begutachteten das amerikanische Auto, das in der Einfahrt zum Pfarrgarten geparkt war. Wenn die Hauptmanns wegführten, sprangen wir Kinder so lange wie möglich hinterher. Die 10 bis 13-jährigen Jungen waren sich darüber einig, dass das Ami-Auto besser war als deutsche Autos, die es damals im etwa 3800 Einwohner zählenden Markgröningen auch schon gab. Etwa acht Autobesitzer zählte man, sie waren stolz auf ihre Fahrzeuge, die hauptsächlich geschäftlich verwendet wurden. Dass der amerikanische Wagen in unserer Meinung besser abschnitt, lag sicherlich mehr am Reiz der Fremdheit als an technischen Details.

Zurück zu den Besuchern aus Amerika. Schon der Transport des Autos über den großen Teich war etwas Außergewöhnliches. Die Überführung musste viel Geld gekostet haben und war dazu angetan, Rückschlüsse auf das Vermögen der Besucher zuzulassen..

Die ganze Stadt staunte über den Aufstieg des jungen Paares. Keiner konnte ahnen, dass später in Amerika der Verdacht aufkam, Hauptmann sei in den erschütternden Entführungs- und Tötungsfall des Kindes der Eheleute Lindbergh verwickelt.

Charles Lindbergh hatte in einem einmotorigen Flugzeug als erster Mensch den Atlantik von West nach Ost überquert. Es war ein spektakuläres Ereignis, das Lindbergh schlagartig zu weltweiter Bekanntheit, Berühmtheit und Verehrung verhalf. Die Weltpresse überschlug sich in Lobeshymnen.

Als dann die Nachricht von der Entführung seines Babys und der damit verbundenen Lösegeldforderung in den Zeitungen stand, waren die Hauptmanns längst wieder abgereist.

Die amerikanische Polizei stand unter enormem Druck, der sich steigerte, je länger die Suche nach den Entführern anhielt. Eine in der Kriminalistik wohl beispiellose Fahndung lief, und die Öffentlichkeit drängte auf den Erfolg.

Der Kommissar Zufall in der Person eines Tankwarts kam schließlich zu Hilfe. Der Tankwart brachte seine Tageseinnahmen zur Bank, und dort stellte man fest, dass ein Geldschein eine Nummer des vor der Übergabe registrierten Lösegelds trug. Auf Befragen nannte der Tankwart drei Kunden, die mit dem Geldschein bezahlt haben könnten. Es handelte sich um zwei Amerikaner und den deutschen Einwanderer Hauptmann. Rasch fiel auf ihn der ganze Verdacht, weil an seinem Wohnsitz eine von ihm selbst gefertigte Leiter gefunden wurde. Sie bestand aus demselben Holz wie Holzsplitter, die sich auf dem Fensterbrett des Kinderzimmers von Lindberghs Baby fanden. Diese Nachricht schlug bei uns wie eine Bombe ein.

Beim späteren Prozess behauptete der Staatsanwalt sogar, einer der Splitter passe genau in eine Kerbe an der Leiter. Vom Angeklagten und seinem Verteidiger wurde dies mit der Begründung bestritten, die Leiter sei bei der Untersuchung durch die Polizei manipuliert worden. In unserer Stadt wurde der Verdacht zu einer mit Emotionen hoch beladenen Sache. Der Besuch der Hauptmanns in Deutschland war kurz nach der Lösegeldübergabe erfolgt und die teure

Überführung des Autos passte angeblich nicht in die finanziellen Verhältnisse des Verdächtigen. Die Vermutung lag nahe, dass die Überführungskosten mit dem Lösegeld bestritten wurden. Der Prozess, der in Amerika erst etwa zwei Jahre nach dem beschriebenen Besuch der Hauptmanns begann, erregte in der Weltpresse genauso viel Aufmerksamkeit wie die Entführung des Babys selbst.

Während des Prozesses gab es in unserer Stadt kein Thema, das so emotional diskutiert wurde. Zwei Lager waren entstanden. Die einen glaubten an Hauptmanns Schuld, die weit größere Zahl der hiesigen Bewohner aber vermochte ihm diese Tat nie und nimmer zuzutrauen.

Amerikas Öffentlichkeit setzte die Polizei und Justiz gewaltig unter Druck. Schnellstmöglich sollte ein Täter präsentiert werden. Deshalb, so hieß es, sei das Verhör dritten Grades angewandt worden. Von Anfang an war dieses Vorgehen umstritten gewesen. Das Verhör ging oft über Tage. Die Verdächtigen wurden Strapazen unerhörter Härte ausgesetzt. Dazu gehörte konsequenter Schlafentzug, stundenlang direkt in die Augen gerichtetes grelles Licht, Entzug der Möglichkeit, das Gesicht abzuwenden und der Aufenthalt in stark überhitzten und später eiskalten Räumen.

Niemand außer Hauptmann, so hieß es, habe diese Art des Verhörs überstanden, ohne ein Geständnis abzulegen. Diese nur bei Gewaltverbrechern angewandte Methode führte meist zum Todesurteil. Weil sich später mehr und mehr Urteile als Justizirrtümer erwiesen, wurde das Verhör dritten Grades schließlich verboten. Hauptmann beteuerte auch noch unmittelbar vor seiner Hinrichtung 1936 auf dem elektrischen Stuhl seine Unschuld, und niemand außer ihm selbst konnte und kann bis heute mit Sicherheit sagen, ob er schuldig war oder nicht.

Man kann nicht behaupten, dass leichtfertig recherchiert wurde. Mögliche Überlegungen des Beschuldigten, dass das Geld im Ausland sicherer zu verstecken sei, sind als Verdachtsmoment nicht abwegig, und ein Auto konnte bei der Überführung ein besseres Versteck sein als etwa das Gepäck.

Für Gründlichkeit spricht zudem, dass in der Zeit, als man in Amerika nach Beweisen suchte, die Polizei auch in unserer Stadt aktiv war. Morgens in aller Frühe schon standen Polizisten vor dem Haus in der Kirchgasse. Sie durchsuchten die Wohnung, die von den Hauptmanns während ihres Deutschlandbesuchs benützt worden war. Dabei blieb kein Brikkett im Keller und kein Holzschicht auf der Bühne unberührt. Papiere wurden gewendet und nach möglichen Notizen untersucht. Nichts war zu finden.

In unserer Stadt aber glaubten alle, die Hauptmann kannten, an seine Unschuld.

Die Witwe Anna Hauptmann besuchte bis in die 1970-er Jahre hinein ihre Heimatstadt immer wieder. Je älter sie wurde, desto massiver fielen ihre Vorwürfe aus gegen die damalige amerikanische Justiz. Als Beweis zog sie die bis heute immer wieder aufflammenden Darstellungen in der amerikanischen Presse heran, in denen von einem der größten Justizirrtümer gesprochen wurde.

Eine schallende Ohrfeige

Meine Kindergartenzeit ging zu Ende. Zum guten Abschluss hatte sich die „Kinderschwester“ ein Kaffeekränzchen ausgedacht. Wir Kinder sollten von zu Hause eine Kaffeetasse, und je nach den familiären Verhältnissen und Möglichkeiten, einen Kuchen oder ein ähnliches Gebäck mitbringen. Bei einigen Kindern bestand der Beitrag aus ein oder zwei Stücken Weißbrot.

Meine Mutter nahm die Sache sehr ernst. Schon an den Kleidern, die sie für mich herrichtete, war dies zu bemerken. Ich sollte meinen Bleyle Matrosenanzug tragen, der eigentlich nur für



Die Markgröninger Kinderschule und Schwester Friedericke, 1935/1936. Hermann Hengel, markiert mit einem weißen Kreis

die Sonn und Feiertage reserviert war. Außerdem wollte meine Mutter einen Apfelkuchen backen. Dieses Vorhaben war im Frühjahr nicht leicht zu schaffen, weil die im Herbst geernteten Äpfel nun wirklich nicht mehr frisch waren. Auf die gegenseitige Hilfsbereitschaft konnte man sich aber verlassen, und so bekam meine Mutter von einer Bauersfrau Äpfel, die im tiefen Gewölbekeller frisch geblieben und zum Backen noch gut geeignet waren.

Die Vorfreude war groß, als meine Mutter aus ihrem guten Service eine Tasse holte und mir bewusst machte, dass ein neuer Lebensabschnitt bevorstand. Während meine Mutter den Kuchen in einer Tasche verstaute, nahm ich voller Stolz die Tasse an mich. Ich gab sie auch nicht her, als meine Mutter sie in die Tasche stecken wollte. Voll Besitzerstolz trug ich sie schwenkend in meiner rechten Hand, damit jeder das gute Stück sehen konnte.

Durch den Hintereingang unseres Hauses war es näher zum Kindergarten, aber der Weg war eng und winkelig, und es kam, wie es kommen musste. An einer Hausecke machte es „Peng“, und ich hatte nur noch den Henkel der Tasse in der Hand. Auf dem Boden lagen die Scherben. Die Reaktion meiner Mutter spürte ich in Form einer schallenden Ohrfeige, die mir sehr weh tat. Meine Mutter sammelte die Scherben auf, ging nach Hause und kam mit einer Alltags-tasse zurück.

Das erzieherische Verhalten meiner Mutter ist nach heutiger Sicht völlig falsch. Denke ich jedoch zurück, meine ich, dass es durchaus sinnvoll und angebracht war. Noch oft hatte ich den besagten Weg mit irgendwelchen Gegenständen zurückzulegen. Nie mehr gab es Beschädigungen, auch nicht an den Wänden. So falsch also kann die Ohrfeige nicht gewesen sein. Psychische Schäden habe ich nicht davon getragen, es war wohl doch die richtige Maßnahme zur richtigen Zeit.

Das Kaffeekränzchen mit seinen teilweise bescheidenen Zutaten wurde übrigens zum durchaus erinnerungswürdigen Ereignis.

Margret

Ich erinnere mich gut noch, es war im Jahr 1936. Meine Dote hatte Nachwuchs bekommen, eine Tochter; einen Sohn hatten sie schon. Die Freude war groß. Meine Mutter besuchte die Wöchnerin, ich durfte mit. Wir waren doppelt verwandt. Sie hatte den Bruder meiner Mutter geheiratet, und mein Vater hatte die Schwester geheiratet, ein Umstand, der sich an Weihnachten nachteilig auswirkte, da wir nur ein Geschenk erhielten.

Meine Dote hatte Besuch auch von anderen Verwandten, es waren einige. Meine Mutter beugte sich zu dem Neugeborenen und sagte: „Ein Mädle und ein Bub, das ist der Idealfall, das hätte ich auch gerne gehabt“. Ich war ein aufgewecktes und vor allem ein vorlautes Bürschchen. Selbst hatte ich einen Bruder und eine Schwester. Nach kurzer Überlegung bemerkte ich: „Ja und ich?“ Alle lachten. Meine Mutter bekam einen roten Kopf, so hatte ich sie in Verlegenheit gebracht. Aber böse war sie mir nicht. Ja, damals gab es eben die Pille noch nicht! In der Weltgeschichte hätte sich nichts geändert, nur einer weniger wäre da gewesen. Die Neugeborene erhielt den Namen Margret. Es wäre schade, wenn Margret nicht geboren worden wäre. Sie war ein Wunschkind.

Heute ist Margret ein Stück Markgröninger Lebensqualität. Sie hat mit ihrem Küferstübtle eines der typischen schwäbischen Wirtschäftle, die soviel dazu beitragen, dass Wohlbefinden und Geselligkeit herrschen und das Gefühl, zu Hause zu sein. Wer bei ihr ist, spürt dies.

Der Kartoffelsalat, den sie macht, ist eine Klasse für sich. Man bekommt ihn nirgendwo besser.

Für die Oberklassen des Gymnasiums ist sie wie eine Mutter. Wer eine Fünf schreibt, findet Trost bei ihr. Sie macht Mut und sagt: „Die nächste Arbeit wird wieder besser“.

Ist man klamm, muss man nicht durstig nach Hause. Bei Margret hat jeder Stammgast Kredit. Sie ist eine der Frauen, die dazu beitragen, dass das Leben nicht nur aus Arbeit und Sorgen besteht. Ein Besuch bei Margret ist immer ein Stück Urlaub vom Alltag. Dass ihr Angebot preiswert ist, versteht sich von selbst. Hoffentlich sterben Frauen nicht aus, die so viel für das Zusammenleben in der Gesellschaft beitragen.

Mein Vater, turbulente Zeiten und ein mutiger Pfarrer

Mein Vater, der vor dem 1. Weltkrieg als Handwerksbursche auf der Walz war, fand in Heubach bei Schwäbisch Gmünd Arbeit, dort wo die weltbekannte Miederfirma Triumph ansässig war. Die Firma war der beste Kunde des kleinen Handwerksbetriebes. Dorthin ging mein Vater besonders gern zum Arbeiten, weil zahlreiche junge hübsche Mädchen als Näherinnen beschäftigt waren. Das reinste Paradies für einen jungen Burschen! Als er einer behinderten Frau eine technische Erleichterung an ihrer Nähmaschine verschaffte, brachte ihm das Sympathie und Anerkennung beim ganzen weiblichen Personal ein.

Da er mit seinem Chef gut klar kam, war es nahe liegend, dass er diesen nach dem Krieg aufsuchte und ihn fragte, ob er wieder bei ihm arbeiten könne. Der freute sich und sagte ihm zu. Seine Frau, die zugehört hatte, rief ihn in die Küche und sagte so laut, dass mein Vater mithören konnte: „Des isch a Lumpamännle, der heiratet oine ond macht sich selbständig, no hasch a Konkurrenz“. Der Chef überlegte kurz, dann leuchtete ihm ein, was seine Frau gesagt hatte, zumal er meinen Vater nicht nur privat, sondern auch als Fachmann schätzte. Ins Esszimmer zurückgekehrt, stammelte er, er habe die Sache nochmals überlegt und Bedenken bekommen,

ob er auf Dauer genug Arbeit habe. Mein Vater komme ja aus dem Großraum Stuttgart, da wäre es sicher einfacher, Arbeit zu finden.

Das waren Überlegungen, auf die mein Vater als junger Bursche nie gekommen wäre. Er musste unverrichteter Dinge wieder nach Hause fahren und wusste nicht so recht, ob er oder der Chef trauriger war. Die Chefin hatte mit ihrer weiblichen Logik die Sache entschieden.

Mein Vater suchte in Stuttgart Arbeit und bekam eine Anstellung in einer Fabrik, die Ventilatoren aus Blech herstellte. Dort arbeitete er eine Weile. Die Zeiten wurden schlechter, und als eine Entlassungswelle fast die ganze Industrie erfasste, verlor er seine Stelle. Er war noch nicht lange im Betrieb gewesen und auch die sozialen Umstände hatten gegen ihn gesprochen. Er war ledig, hatte ein funktionierendes Elternhaus und ein Zuhause auf dem elterlichen Bauernhof. Das waren Argumente, die sich auch bei Einstellungen immer wieder nachteilig auswirkten.

Nach der Verlobung meines Vaters mit einem Mädchen aus gutem Hause riet ihm der zukünftige Schwiegervater: „Mache die Meisterprüfung und fange einen eigenen Betrieb an“. Dazu versprach er, dem jungen Paar ein Haus zu kaufen, wo eine Werkstatt eingerichtet werden könnte. Das aufzuwendende Geld könnte nach und nach zurückgezahlt werden.

Das kam bei den jungen Leuten gut an und sie heirateten. Schnell gründeten sie ein Geschäft, und mein Vater machte die Meisterprüfung in Abendkursen. Die Auftragslage war nicht gut, den Betrieb in dem er gelernt hatte, gab es vor Ort ja auch noch. So war das Geld immer knapp. Aufträge gab's nur, wenn man sehr billig war. Die Leute hatten anfangs der 20-er Jahre selbst kein Geld. Es war eine harte Zeit für das Paar, aber irgendwie ging es immer weiter. Nachwuchs stellte sich nach drei Jahren ein; mein Bruder wurde geboren. Trotz der finanziellen Enge war die Freude groß. Die Inflation machte die Sache nicht einfacher. Der Schwiegervater hatte viel Geld verloren, und es war ein Glücksfall, dass er das Haus gekauft hatte.

Alle Leute mussten durch die harte Zeit. Langsam stiegen die Ansprüche. In der Regel hatte es bisher nur in der Küche einen Wasserhahn gegeben. Jetzt sparte man für eine Waschküche. Alles in allem ging die Tendenz in der Branche aufwärts.

Die Politik tat ein Übriges. Der neue Hoffnungsträger Adolf Hitler wurde immer bekannter. Mit jedem Erfolg, den er politisch verbuchen konnte, stieg sein Ansehen und so war es nicht verwunderlich, dass er bei den Wahlen mehr und mehr Stimmen erhielt. Bei einem Jahrgangstreffen sprach der örtliche Repräsentant der neuen Partei meinen Vater an, er solle doch in die Partei eintreten. Dieser interessierte sich eigentlich kaum für Politik, aber nachdem so viele den neuen Geist lobten, der von der Partei ausging, unterschrieb er in dem Glauben, für sich und den Staat eine richtige Entscheidung getroffen zu haben. Seine Aufmerksamkeit und ganze Kraft widmete er allerdings dem Betrieb. Er konnte sogar einen Lehrling und später auch einen Gesellen einstellen. Die Ausweitung hatte Folgen. Für viele der damaligen Handwerksmeister war das Schreibgeschäft noch keine Arbeit, man erledigte es nach Feierabend oder sonntags. Mein Vater schrieb seine Rechnungen und was sonst anfiel am Sonntagmorgen.

An einem solchen Sonntagmorgen, kurz vor 12 Uhr, klopfte es energisch an der Tür. Herein kam der Pfarrer, der mit einer Lautstärke, die man nicht mehr als Zimmerlautstärke bezeichnen konnte, fragte: „Warum war ihr Sohn nicht im Konfirmandenunterricht?“ Mein Bruder, 13 Jahr alt geworden, hatte den nach dem Hauptgottesdienst stattfindenden Konfirmandenunterricht versäumt. Mein Vater erklärte, er habe Rechnungen austragen müssen. Die Tür ging auf und mein Bruder kam mit Geld in der Hand herein. Ein Kunde hatte sofort bezahlt. Der Pfarrer ging auf ihn zu und schrie ihn an: „Wenn Unterricht ist, hast du in den Unterricht zu gehen. Der Sonntag ist ein christlicher Feiertag und da hast du nicht Rechnungen auszutragen“. Der Pfarrer war so laut, dass ihn meine Mutter in der Küche hörte und auch ins Zimmer

kam. Mein Bruder wollte gerade zu weinen anfangen, da stand mein Vater auf, lief auf den Pfarrer zu und rief ebenso laut: „Das ist meine Stube, und wenn hier einer das Recht zu schreien hat, dann bin das ich!“. Meine Mutter stellte sich dazwischen, weil sie Angst hatte, dass es zu Tätlichkeiten käme. Sie glättete die Wogen. Der Pfarrer kündete an, meinem Bruder die Konfirmation zu verweigern, wenn er in Zukunft nicht regelmäßig in den Unterricht käme. Das wollten meine Eltern natürlich nicht. In einer Kleinstadt benahm man sich so, dass fürs Gerede kein Anlass entstand.

Als der Pfarrer wieder gegangen war, sagte meine Mutter: „Die Rechnungen kann er auch die Woche über austragen“. Meinem Vater war das nicht recht, er meinte, dann blieben sie liegen. Mit den Büroarbeiten war er ohnehin immer im Rückstand und die Rechnungen mit der Post zu verschicken, würde Geld kosten. Das kam aus Sparsamkeitsgründen nicht infrage. Meine Eltern einigten sich dann doch, dass der Konfirmandenunterricht in Zukunft regelmäßig zu besuchen sei. Der ungewöhnliche Besuch des Pfarrers hatte am Ende den gewünschten Erfolg gebracht.

Nun bin ich in meiner Geschichte bei Pfarrer Völter angekommen und muss von ihm eine Begebenheit erzählen, die sich ein paar Jahre später während des 2. Weltkriegs zutrug. Das Verhältnis zwischen Kirche und 3. Reich war und ist bis heute nicht unumstritten. Bei Pfarrer Völter wusste man, wo man dran war. Da kam zuerst die Kirche und dann lange nichts mehr. Wenn es die Hitlerjugend nicht gegeben hätte, wäre ihm das lieber gewesen.

Die NS-Propagandisten ließen sich vieles einfallen. So kamen sie auch auf die Idee, Mütter mit vielen Kindern auszuzeichnen. Für sie wurde das Mutterkreuz geschaffen.

Unser Ortsgruppenleiter griff das auf und suchte eine besonders verdiente Frau aus. Die Verleihung des Mutterkreuzes sollte publikumswirksam erfolgen, um andere Frauen anzusporren.

In der Turnhalle, dem größten Raum den es gab, sollte die Feier stattfinden. Um die Halle sicher zu füllen, wurde der HJ-Standort einberufen, dazu gehörte auch das Internat. Wir marschierten vom Oberen Torturm aus die Schlossgasse, den Marktplatz und die Kirchgasse hinunter und sangen Marschlieder so laut es ging. Als wir an diesem Sonntagvormittag auf der Höhe der Kirche waren, wurde deren Türe aufgerissen. Mit wehendem Talar kam der Pfarrer heraus, lief die Kirchstaffel hinunter auf den Zug zu und packte den neben uns marschierenden Fähnleinsführer am Arm. Mit dem Ruf: „Euch Lämmel werde ich helfen, meinen Gottesdienst zu stören!“, warf er ihn in unserem Glied auf den Boden. Natürlich stand der Baste, unser Fähnleinsführer, rasch wieder auf den Beinen und nahm seinen Platz ein.

Der Ortsgruppenleiter, der neben dem Zug her auf dem Gehweg bei der Bäckerei Glaser ging, musste das alles gesehen haben. Deshalb erkundigte ich mich nach der Feier zu Hause, ob der Pfarrer, der gemerkt haben musste, dass er nichts ausrichten konnte, zurück in die Kirche gegangen war, um den Gottesdienst fortzusetzen.

Etwas Unglaubliches war geschehen; wir alle meinten, dass das Konsequenzen haben müsste! Ein Pfarrer hatte gewagt, einen über 300 Teilnehmer starken Zug der Hitlerjugend, des BDM, des Jungvolks, der Jungmädels und des ganzen Internats zu stören. Für mich in der Flieger-HJ, der ich wusste, dass wir selbst während der Ernte auf jeden Acker durften, um unser Hobby zu betreiben, war das, was der Pfarrer sich erlaubt hatte, absolut unmöglich.

Ich dachte dabei auch an die Frau, die geehrt werden sollte. Sie betrieb einen wenn auch kleinen Hof und hatte vier Kinder. Ihr Mann war im Krieg, aus dem er nicht mehr heimkommen sollte. Die Kinder wuchsen also ohne Vater auf. Aus allen wurden rechtschaffene Leute, die als Heranwachsende nicht zur Entschuldigung greifen mussten, keinen Vater gehabt zu haben. Aus meiner Sicht hatte die Frau die Auszeichnung zu Recht erhalten. Wir erlebten ihre Be-

scheidenheit, fast scheute sie sich, die Urkunde entgegen zu nehmen. Mir blieb der erhebende Anblick fest im Gedächtnis.

Am nächsten Sonntag waren wir alle überrascht, dass Pfarrer Völter wie gewohnt den Gottesdienst und auch den Konfirmandenunterricht leitete. Der Ortsgruppenleiter hatte ihn also nicht gemeldet und angezeigt. Sonst wäre er bald danach abgeholt worden. Es gab ja so viele, die aus weit geringeren Anlässen geholt oder zumindest vom Amt suspendiert wurden.

Meinem Vater imponierte das Verhalten des Pfarrers. Er hatte sich schon bei dessen spektakulärem Besuch in unserem Haus geäußert, diese Berufsauffassung sei vorbildlich, auch wenn der Pfarrer damals über das Ziel hinausgeschossen war.

Auch der Ortsgruppenleiter, der so getan hatte, als hätte er nichts gesehen, (was nicht möglich war), hatte recht gehandelt. Eine Neubesetzung der Pfarrstelle hätte viel Unruhe in die Stadt gebracht, denn der Pfarrer hatte seine Anhänger trotz seiner impulsiven Amtsführung.

So sah der Widerstand im Kleinen aus.

Olympische Spiele 1936

Die Olympiade in Berlin im August 1936 war ein großes Ereignis. Selbst mein Vater, den der Sport wenig interessierte, hörte Abend für Abend die Übertragung im Radio. Dort wurden die Ergebnisse vom Tage noch einmal in zusammengefasster Form gesendet. Schon bald war zu erkennen, dass Deutschland eine große Rolle spielte. Der Führer galt als derjenige, der für das alles verantwortlich war. So sah ich das mit meinem jugendlichen Verstand. Andere Nationen, die von der Größe her mit uns vergleichbar waren, hatten eben keinen Adolf Hitler. Deshalb konnten sie auch nicht so erfolgreich sein. Ein Wermutstropfen für mich ergab sich aus der Tatsache, dass ein gewisser Jesse Owens immer wieder eine Goldmedaille gewann. Dabei war er ein Schwarzer. Gegenüber den Schwarzen hatten wir im Unterbewusstsein Vorurteile. Woher die kamen, weiß ich nicht, ich hatte ja noch keinen gesehen. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, dass ich in meinem Leben noch viele dunkelhäutige Menschen kennen und schätzen lernen würde, ich hätte es mir nicht vorstellen können.

Die Olympiade wurde für Hitler und Deutschland zum weltweit wahrgenommenen großen Erfolg. Deutschland errang die meisten Medaillen, und die Organisation war einzigartig – nahezu perfekt. Nie zuvor waren Olympische Spiele mit einer derartigen Präzision abgewickelt worden.

Im Radio wurde dies propagandistisch verwertet. Ausländische Zeitungsartikel, die voll des Lobes waren, wurden Wort für Wort kommentiert. Hätte man im Ausland an dem oder jenem Kritik geübt, wäre dies verschwiegen worden. Die damals von Staat und Partei kontrollierte Presse schrieb nur das Positive.

Im Spätjahr 1936 gab es nichts, was Beunruhigung hätte veranlassen können. Die Besucher aus aller Welt sollten den Eindruck mit nach Hause nehmen, dass von diesem Deutschland für den Weltfrieden niemals eine Gefahr ausgehen würde. Für Hitler, den Intriganten, kam die Olympiade zum günstigsten Zeitpunkt. In seiner Eröffnungsrede sprach er lautstark vom Frieden. Dabei liefen seine Vorbereitungen für eine hocheffiziente Wehrmacht auf den höchsten Touren. So verkam die Olympiade zur willkommenen Täuschung der Weltöffentlichkeit.

Begehrtes Kleingeld

Eine Brezel kostete beim Bäcker 4 Pfennig, für 5 Pfennig bekam man ein Zuckerle dazu. Butterbrezeln waren absoluter Luxus, die gab es nur, wenn der Sohn des Verlegers der örtlichen Zeitung Geburtstag hatte. Aber man musste Glück haben, eingeladen zu werden. In der Zeit vor dem Geburtstag verlegten wir deshalb unsere Fußball- und Räuber- und Gendarm- Spiele weg vom Haus des Zeitungverlegers. Die Frau des Verlegers kontrollierte die Fingernägel der jungen Gäste. Bei uns Straßensjungen war dies durchaus nötig.

Wir Jungen verfügten über wenig Geld. Eine Möglichkeit zur Aufbesserung der „Finanzen“ ergab sich durch das Sammeln von Rossbollen (Pferdeäpfeln), die zum Düngen der Kleingärten verwendet wurden. In die Rossbollen-Transportwagen musste man erst investieren. Aus ausgedienten Kinderwagen wurde eine Achse mit den beiden Rädern ausgebaut. Man erhielt also aus einem Kinderwagen zwei Achsen. Auf der Achse wurde eine Holzkiste befestigt und in deren Mitte ein zur Lenkung dienender Haselnussstecken angebracht. So konnte man den Karren gut fahren. Der Marktwert für eine Ladung Rossbollen betrug 20 Pfennig. Gott sei Dank war unsere Markung groß und die meisten Bauern hatten Pferde, so brachte man mal mehr, mal weniger heim.

Die zweite Möglichkeit der Geldbeschaffung war saisonbedingt. Man konnte den Leuten das Brennholz auf die Bühne tragen. Das Holz wurde im Wald geschlagen und versteigert. Die ganz Sparsamen holten es dann mit Handwagen ab, die anderen mit Pferdefuhrwerken. Das Holz wurde vor dem Haus gelagert und der Holzsäger bestellt. Der kam mit einer vom Schmied gebastelten fahrbaren Säge. Die Holzstämme wurden in „Rugel“ gesägt. Diese mussten gespalten werden. Im Winter hatten sie für mollige Wärme zu sorgen. Das gespaltene Holz musste in Körben auf die Bühne getragen werden, wobei ältere Leute froh waren, wenn wir diese Arbeit übernahmen.

Ein Kaufmann in der Nähe, bei dem dieses Geschäft Jahr für Jahr zu erledigen war, bot den begehrtesten Arbeitsplatz an. Er stellte auf der Treppe Zuckerle bereit, und man durfte sich für jeden Korb eines nehmen. Die Entlohnung erfolgte nach Zeit. Der Kaufmann stachelte unseren sportlichen Ehrgeiz an. Mit seiner Taschenuhr stoppte er die Zeit und gab sie bekannt. Der Erlös eines Nachmittags betrug ca. 50-80 Pfennig.

Das Geldverdienen war für uns eine Notwendigkeit, weil man beim Fußballspielen nur mitmachen durfte, wenn man zum Kauf eines neuen Balles einen bestimmten Obolus beisteuerte. Die Bälle gingen immer wieder kaputt oder wurden uns von entnervten Hausbesitzern weggenommen. Sie konnten das stundenlange Ballern an die Hauswand nicht mehr ertragen. Die Wegnahme des Balls traf uns besonders schlimm, da wir unsere Bälle meistens nicht mehr zurück erhielten.

Ein beliebtes Spiel

Ein beliebtes Freizeitvergnügen war das „Topfeln“. Dazu brauchte man einen keilförmigen Kreisel von ca. 5 cm im Durchmesser, in dessen unteres Ende ein Nagel mit rundem Kopf eingebracht war. Eine Peitsche mit einer Treibschnur hatte den Kreisel anzutreiben. Vorher musste man ihn auf den Boden setzen und in drehende Bewegung bringen. Traf man den Kreisel mit der Peitsche nicht, galt dies als Schande. Deshalb war die Länge der Schnur sehr wichtig. Die Kunst bestand darin, den Kreisel in die höchst mögliche Drehgeschwindigkeit zu versetzen und darüber hinaus auch noch die Richtung zu bestimmen. Das schöne Spiel sieht man heute nicht mehr.

Deshalb war die Freude groß, als bei unserer 50er-Feier ein Schulkamerad, verkleidet mit einer kurzen Lederhose und einem karierten Hemd, den Saal betrat. Seine Strümpfe hatten Löcher, auf dem Kopf trug er eine Pudelmütze und auf dem Rücken einen Ranzen, an dem ein Schwamm an einer Schnur baumelte. In den ersten Klassen schrieb man aus Sparsamkeitsgründen auf Schiefertafeln, die man mit einem nassen Schwamm abwischen konnte. Damit die Bücher nicht nass wurden, befestigte man den Schwamm außen am Ranzen. In der Hand hielt der Verkleidete eine Peitsche und einen Kreisel.

Nun fing er an, auf der Tanzfläche zu topfeln. Ich passte genau auf, ob er traf. Tatsächlich saß jeder Peitschenhieb. Er musste Tage oder Wochen trainiert haben.

Die Überraschung war geglückt, und die originelle Einlage wurde zu einem der Höhepunkte unserer Feier.

Sportidole in den 30er Jahren

Es war in den 30er Jahren, als ein gewisser Max Schmeling immer öfter in den Schlagzeilen der Sportpresse auftauchte, zuerst in Deutschland, und als er als Deutscher Meister den Sprung über den großen Teich wagte, auch in der US-Presse.

Nach Aufbaukämpfen in den USA, die er so gut wie alle gewann, gelangte er in die Liste der Leute, die für die Weltmeisterschaftskämpfe im Schwergewicht in Frage kamen. Für den Kampf um den vakanten Weltmeistertitel wurden Jack Sharkey und Max Schmeling auserkoren. Der Amerikaner war Favorit, wir in Deutschland hofften auf ein Wunder. Mitte der vierten Runde landete Sharkey einen schweren Tiefschlag im Unterleib Schmelings, der sich darauf voller Schmerz am Boden wälzte. Die Ringrichter erkannten die später auch von Ärzten bestätigte Unsportlichkeit des Amerikaners und erklärten Schmeling zum Weltmeister. Sharkey wurde disqualifiziert. Es war eine Weltmeisterschaft, die nicht in vollem Maße gewürdigt wurde, da der Sieg durch Disqualifikation und nicht durch Niederschlag errungen wurde.

Als Weltmeister wird man gefordert. Der nächste Herausforderer war der Amerikaner Stribling. Damals gingen die Kämpfe noch über 15 Runden. Der Ami zeigte sich als tapferer Kämpfer, der Schmeling alles abverlangte, ehe er in der letzten Runde völlig entkräftet nach einem Haken von Schmeling k.o. ging. Schmeling war nun auf der ganzen Welt als Weltmeister anerkannt. Das war Wasser auf den Mühlen der neuen braunen Machthaber. Immer wenn Schmeling in der Heimat war, versuchten sie ihn vor den Parteikarren zu spannen. Aber mit Politik hatte Schmeling nichts am Hut. Seine Interessen gehörten dem Sport, und mit Äußerungen über Politik hielt er sich bedeckt.

Den Rückkampf mit Sharkey, den der Amerikaner eingefordert hatte, verlor Schmeling äußerst umstritten nach Punkten. In der Presse, hauptsächlich außerhalb der USA, sprachen Journalisten von Betrug der Ringrichter gegenüber Schmeling.

Inzwischen war am Boxhimmel schlagartig ein neuer Stern aufgegangen. Joe Louis fegte alle ihm im Wege stehenden Boxer durch k.o. aus dem Ring. Er galt als unschlagbar. Schmeling stand mit dem Kampf gegen Louis die schwerste Boxprüfung bevor. Die Wetten standen 8 zu 1 für Louis. Man war sich also einig, wer gewinnen würde. Nur die Länge des Kampfes stand noch zur Diskussion. Es sollte anders kommen. Wer auf den Außenseiter Schmeling gesetzt hatte, strich ungewöhnlich hohe Wettsommen ein. Die Welt stand Kopf. In der 12. Runde nach ausgeglichenem Kampf, in dem beide Boxer gute Szenen hatten, schlug Max Schmeling den Schwarzen Louis mit einem schweren Treffer k.o. Leider war es kein Kampf um die Weltmeisterschaft gewesen.

Dieser 19. Juni 1936 wurde zum Höhepunkt im Leben von Max Schmeling. Der Rückkampf fand zwei Jahre später statt. Ganz Deutschland fieberte ihm entgegen. Nachts wurde der Fight im Radio live übertragen. Ich war sieben Jahre alt und bettelte meine Mutter an, mich zu wecken. Vier Wochen lang vor dem Kampf besaß meine Mutter die besten Karten für meine Erziehung. Wenn ich wieder mal unartig war, drohte sie mir damit, mich zum Kampf nicht zu wecken, und schon war ich das artige Kind.

Der Kampf fand nachts um 2.30 Uhr unserer Zeit statt. Meine Mutter weckte mich, wir schalteten das Radio an, der Vater blieb im Bett. Dann kam die große Enttäuschung, Louis war gleich nach dem Gong überfallartig auf Schmeling eingestürzt, konnte eine Schlagserie landen, die so wirkungsvoll war, dass Schmeling k.o. ging. Der Kampf hatte nur 150 Sekunden gedauert. Amerika jubelte und bei uns in Germany waren alle tief traurig.

Die Politik spielte damals auch im Sport schon eine Rolle. Das Publikum in Amerika war aufgeheizt wie nie zuvor. Schließlich hatte man dort die Judenfeindlichkeit und die Machtansprüche, die Hitler in Europa stellte, aufmerksam verfolgt. Weil er sich in der Politik weitgehend zurückhielt, war Schmeling als Verlierer auch nicht mehr so interessant. Später im Krieg wurde er wie jeder andere seines Alters eingezogen. Er kam zu den Fallschirmjägern, wurde bei der Eroberung der Insel Kreta eingesetzt und verwundet.

Schmeling hatte Anni Ondra geheiratet, den Filmstar, der zu jener Zeit zu den beliebtesten Filmgrößen Deutschlands gehörte. Die Ehe blieb im Gegensatz zu vielen Künstlerehen ohne Skandale und Scheidung. Bis zu Annis Tod hielten die beiden glücklich zusammen.

Nach Kriegsende hatte Schmeling wie viele andere Deutsche seine Heimat im Osten und dort auch seinen Gutshof verloren. Er besaß nichts mehr, um im Westen eine Existenz aufbauen zu können. Da kam ihm seine Popularität zugute, die auch in Amerika noch bestand. Ihm wurde der Vertrieb einer im Neuaufbau befindlichen und weltweit operierenden Getränkefirma übertragen. Seine Existenz war gesichert.

Nach dem Krieg machte er noch ein paar Kämpfe und wurde sogar Europameister, aber die große Zeit war vorüber, und selbst Freunde rieten ihm aufzuhören. Aus Schmeling sollte nicht Schmähling werden. Für einen Boxer war er ja damals auch schon ziemlich alt.

Für viele in Deutschland blieb er bis zu seinem Tod das große Vorbild. Nicht nur ich behauptete: Max Schmeling ist trotz Beckenbauer, Boris Becker und Co. noch heute der am höchsten geachtete Sportler Deutschlands.

Autorennen

In den 30er Jahren gehörten auch die Autorennen zu den absoluten Highlights. Bei diesen Rennen saßen fast alle am Radio. Die Rivalen Bernd Rosemeyer, Auto Union und Rudolf Caracciola, Mercedes-Benz waren die Hauptakteure der damaligen Zeit. Wir alle hatten unsere Favoriten; mein Freund war für Rosemeyer und ich für Caracciola. Nach dem Rennen triumphtierte derjenige, dessen Mann gewonnen hatte. Leider verunglückte Bernd Rosemeyer bei dem Versuch tödlich, einen Weltrekord aufzustellen. Er war ein ganz Großer im Renngeschäft und ist bis heute unvergessen. Mercedes hatte technisch meistens die Nase vorn, Rosemeyers fahrerische Brillanz aber konnte manches ausgleichen. Nach dem Tod von Rosemeyer hatte Auto Union keinen ebenbürtigen Nachfolger und Mercedes dominierte immer mehr. Schon damals waren deutsche Autos im Rennsport führend.

Wer sind denn die Juden?

Mein Eintritt in die Schule begann mit einem Gottesdienst. Der Ernst des Lebens, wie die Großen sagten, war eingetreten.

Am 20. April 1939 kündigte sich ein nationaler Feiertag an, der „Führer“ feierte seinen 50. Geburtstag. Um die Ecke wohnte ein Elektriker. Er ließ sich etwas Besonderes einfallen. Das größte Wagenrad, das in der Stadt zu finden war, sollte festlich geschmückt werden. Um die Speichen und die Lauffläche befestigte er Grünzeug. Dann brachte er Glühbirnen in der Form eines Hakenkreuzes an. Das Rad wurde zur Einmündung Wettegasse/Ostergasse verbracht und dort aufgehängt. Der Eindruck war überwältigend. Man betrachtete die Arbeit des Elektrikers als zukunftsweisend, und Markgröningen galt als die am schönsten geschmückte Stadt. Hier in der Stadt wie überall im Land herrschte Euphorie.

Nach dem 9. November 1938 waren die Zeitungen voll gewesen mit Berichten über ganz andere Ereignisse. Die Pogromnacht hatte stattgefunden. In den größeren Städten waren die Synagogen angezündet und niedergebrannt worden. Die Judenfeindlichkeit hatte einen Höhepunkt erreicht.

Die Sommerferien durfte ich als Kind bei meiner kinderlosen Tante in Hüttlingen verbringen. Dort gab es ein neues Waldfreibad, das als vorbildlich galt. Bei gutem Wetter hielt ich mich darin fast täglich auf. Am Eingang wurde ein großes Schild angebracht. Darauf stand: JUDEN UNERWÜNSCHT. Als Zweitklässler konnte ich schon lesen, stieß immer wieder auf die Inschrift und fragte schließlich meinen Onkel und die Tante: „Was sind die Juden für Leute, woran erkennt man sie und warum sind sie unerwünscht“?

Mein Onkel gab mir ausweichende Antworten. Es war das Verhalten, das Erwachsene bei heiklen Fragen von Kindern bisweilen bis heute, sei es aus Bequemlichkeit, damals wohl auch aus Angst, an den Tag legen. Meine Fragen zu den Juden führten zu keiner Erkenntnis. Das Geschehen in der Pogromnacht wurde als Aufstand der Bürger deklariert. In der Schule musste der Wochenspruch: „Der Führer hat immer Recht“, gleich nach der Begrüßung mit Heil Hitler aufgesagt werden. Dieser Spruch prägte sich wie kein anderer in meinem Kopf ein, und auf ihn ist zurückzuführen, dass sich bei mir eine negative Meinung über die Juden einstellte. Der Führer hatte sich von den Ausschreitungen nicht distanziert; im Gegenteil, man konnte erkennen, dass die Aktionen von oben gesteuert und nicht, wie die Zeitungen behaupteten, von der Empörung und dem Aufstand der Bevölkerung getragen wurden. Hitler hielt die Enteignung und Entrechtung der Juden für politisch notwendig. Mein Vater, der Parteimitglied war, sagte zu meiner Mutter, er halte nicht für gut, was da gemacht wurde.

Schon als Kind interessierte ich mich stark für Politik. Wie schon gesagt, war ich der Meinung, es müsse seine Richtigkeit haben, wenn der Führer etwas anordnete. Der Führer müsse es ja schließlich besser wissen als mein Vater, dem eigentlich überhaupt keine Kritik zustehe. Dann nahm sich meine Mutter der Sache an. Sie sagte: „Wenn dir jemand dein Dreirad (ein einfaches Holzdreirad, aber mein Lieblingsstück) wegnimmt und es einem anderen Jungen gibt, dann ist das doch nicht richtig“.

Es blieb nicht beim Abbrennen der Synagogen. Man nahm den Juden Kaufhäuser, andere Immobilien, Wertgegenstände und schließlich gar das Leben weg.

Zum ersten Mal hatte mich die Aufklärung meiner Mutter dazu gebracht, an der Unfehlbarkeit des Führers zu zweifeln.

Evangelisch hier – Katholisch dort

Während der Sommerferien bei meiner Tante in Hüttlingen kam eine Frage auf mich zu, die mich ähnlich stark beschäftigte wie die Ächtung der Juden.

In Markgröningen waren in meiner Jugendzeit so gut wie alle Bewohner evangelisch. Es gab nur etwa zwanzig katholische Familien. In Hüttlingen war es genau umgekehrt, das heißt, der Ort war rein katholisch. Meine Tante gehörte der evangelischen Konfession an, der Onkel der katholischen. Er betrieb ein Friseurgeschäft. Weil es direkt neben der Schule lag schien es ihm angezeigt, auch Schreibwaren zu verkaufen.

So sehr es mir bei Tante und Onkel gefiel, die beiden waren alte Leute, und ich war jung. Also bemühte ich mich um einen etwa gleichaltrigen Freund. Obwohl ich mich jahrelang immer zur selben Zeit in Hüttlingen aufhielt, gelang es mir nicht, einen Jungen zu finden, der mit mir spielen durfte. Wenn ich begann, mit einem zu sprechen, wurde der von seiner Mutter ins Haus gerufen. Mir war dieses Verhalten schleierhaft. Ich verstand es absolut nicht, hatte ich doch zu Hause keinerlei Probleme mit Freunden.

Später erst kam ich dahinter, dass das Ganze nichts mit mir zu tun gehabt hatte. Meine Tante erzählte, sie sei im Ort nie so richtig akzeptiert worden. Dies ging so weit, dass es Kunden gab, die etwa ein Heft kaufen wollten und wenn sie meine Tante im Laden sahen, den Kauf aufschoben, bis mein Onkel zurück war.

Glücklicherweise sind solche Zustände heute überwunden. Bei der Eingliederung der Heimatvertriebenen konnte auf Konfessionen keine Rücksicht genommen werden. Man war froh, wenn man den Leuten ein Dach über dem Kopf bieten konnte. So kam eine Durchmischung der Bevölkerung zustande. Die Suche nach einem Arbeitsplatz tat ein Übriges. Man lernte sich kennen und achten. Mischehen wurden geschlossen. Sie funktionieren so gut oder schlecht wie andere, das beweisen die Scheidungsraten.

Trotzdem sind die Religionen auch weiterhin gefragt. Für sie sollte gelten: nicht spalten sondern aussöhnen! Gott sei Dank herrscht in Deutschland ein dahin gehender Trend. Beispielsweise gibt es immer mehr ökumenische Gottesdienste.

Leider haben viele kriegerische Auseinandersetzungen in der Welt bis heute einen religiösen Ursprung.

Wintervergnügen damals

Der Winter war für uns eine genau so schöne Zeit wie der Sommer, weil man damals nicht nur vom Winter reden, sondern ihn auch erleben konnte. Schneehöhen von 10 bis 20 cm waren normal, im Januar sogar manchmal 30 cm. Skifahren konnte man an einem Nordhang so gut wie immer, sofern man Skier hatte. Als die Front nahe an uns herangerückt war und die Kasernen nicht mehr bewacht wurden, kam uns das Depot in der Garnisonsstadt Ludwigsburg zugute, in dem Tausende von Skiern gelagert waren. Dort konnte man welche organisieren. Um die Angst zu minimieren, wegen Plünderung von Wehrmachtseigentum belangt zu werden, suchten wir das Depot nie allein auf. Einige behielten die Zufahrtswege im Auge. Durch Hochheben von farbigen Stoffresten sollten sie auf eventuelle Kontrollen durch die Feldpolizei aufmerksam machen und es jenen, die im Depot waren, ermöglichen, sich auf einem vorher festgelegten Fluchtweg der Festnahme zu entziehen.

Damals gab es in unserem Städtle bestimmt keine 20 Leute, die stolze Besitzer von Skiern waren. Wenn es nachts geschneit hatte, wurde der Bahnschlitten hervorgeholt, ein der

Gemeinde gehörender, vom Zimmermann gefertigter dreiecksförmiger Schlitten, der hinten drei Meter breit war. Zur Beschwerung waren wir Kinder willkommene Mitfahrer. Gezogen wurde der Bahnschlitten von einem starken Pferd. So hatte man zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, die Kinder hatten ihren Spaß, und der Schnee wurde geräumt und am Boden fest gefahren.

Ein Nachbar von uns, dem wir manchmal das Tor zum Hof öffneten, damit er nicht absteigen musste, wenn er abends vom Feld kam, revanchierte sich und lud uns zum Ausflug mit dem Pferdeschlitten ein. Zwei Nachbargemeinden wurden angefahren. In der letzten Gemeinde war ein Besuch in einer Wirtschaft üblich. Der Bauer trank $\frac{1}{4}$ Rotwein. Uns, wir waren meistens zu dritt, spendierte er je einen süßen Sprudel.

Schlittenfahren war in unserem Städtle besonders abends beliebt, da fuhren keine Pferdefuhrwerke mehr. Wenn dann zum Schlittenfahren die Schülerinnen vom Internat kamen, die an solchen Tagen längeren Ausgang hatten, wurden zwei lange Schlitten zusammengebunden, damit mehr Mitfahrer aufsitzen konnten. Dann brauchte man einen, der Schlittschuhe hatte und den Bandwurm leitete. Wurde man dazu auserwählt, dann war der Tag wie Weihnachten und Ostern zugleich. Die längste Abfahrt war immerhin 1,8 Kilometer lang, und wenn der Untergrund vom Fahren eisig war, hatte man an der schnellsten Stelle 50 bis 60 km/h drauf. Der Lenker musste besonders in den Kurven routiniert sein. Ein Fahrfehler, der zum Ausscheren von der Ideallinie führte und einen Sturz zur Folge hatte, konnte zu schweren Prellungen und wenn es besonders schlimm war, zu Knochenbrüchen führen. Derjenige, der den Schlitten gelenkt hatte, war dann weg vom Fenster und wurde nicht mehr zum Lenken herangezogen, eine schlimme Strafe.

Die Fußgänger liefen auf den Gehwegen, die jeden Morgen mit Asche bestreut wurden. Fiel jemand, löste das keinen juristischen Vorgang aus. Zumindest die Männer trugen genagelte Schuhe. Die Anhäufung von Schnee am Straßenrand durch den Bahnschlitten sorgte dafür, dass ein Sturz meistens ohne Knochenbrüche abging. Wenn es sehr kalt und der platt gefahrene Schnee gefroren war, konnten wir uns mit Schlittschuhen in der Stadt viel schneller als normalerweise bewegen.

Das Nichtbeachten einer Schulordnung, die besagte, dass innerhalb der Schule keine Schlittschuhe getragen werden dürfen, brachte mir eine Ohrfeige ein. Wir hatten mittags Schule, und weil ich spät dran war, ging ich mit Schlittschuhen die Treppe zu meinem Klassenzimmer im ersten Stock hoch. Der Lärm war beträchtlich. Ich beugte mich herunter, um die Schlittschuhe abzumachen. Der Lehrer, der die Türe geöffnet hatte, sah mich. Da mein Kopf gerade die richtige Höhe hatte und er die Hand nicht einmal heben musste, fiel die Kopfnuss besonders kräftig aus. Wegen meiner Dummheit war die Strafe gerechtfertigt. Hätte ich die Schlittschuhe vor der Schule ausgezogen, hätte ich die gleiche Zeit gebraucht, vielleicht sogar weniger,



Hermann leitet den Schlitten

denn das Suchen in meiner Hosentasche nach dem „Tribele“, wie wir den Schlüssel nannten, wäre schneller gegangen.

Am Ortsausgang war ein See, der im Sommer als Teich für Gänse und Enten diente. Die Gansmarie, wie wir sie nannten, sammelte die Gänse, die nachts über in Ställen untergebracht waren. Nachdem die Tiere morgens gefüttert waren, wurden die Stalltüren geöffnet und auf den Lockruf der Marie, die auf der Hauptstraße ging, kamen die Gänse heraus. Angeführt vom Obergänsenrich folgten sie der Marie zum Weiher. Dort blieben sie bis zum Einbruch der Dunkelheit, um dann wieder nach dem gleichen, nunmehr umgekehrten Ritual, zu ihren Ställen zurückzukehren. In jedem 6. Haus war im Erdgeschoss ein Stall. Nicht nur Bauern hatten Gänse und erfreuten sich am kostenlosen Feiertagsbraten.

Im Winter fror der See zu und wurde für uns zum Sportplatz. Wir Buben spielten Eishockey und die Mädchen versuchten sich im Drehen von Pirouetten. Schlittschuhe hatte fast jeder. Sie wurden an den Straßenschuhen festgeschraubt. Man nannte sie Absatzreißer, weil der Absatz manchmal von den Schuhen abgerissen wurde. Da half dann der gute alte Schuhmachermeister. In jeder Gemeinde gab es davon mindestens einen oder zwei. Sie wurden nicht reich, konnten aber existieren. Schuhe wurden mindestens zwei Mal besohlt; die Wegwerfgesellschaft von heute gab es noch nicht.

Dann kam die Tauperiode und auf dem Teich war Plattenfahren angesagt. Plattenfahren machten eigentlich nur die Mutigsten, oder besser gesagt, die Unvorsichtigsten. Das Eis war nicht mehr so stark. Platten in der Größe von 3-4 m² wurden von uns an der kalten Seite des Sees abgetrennt. Das war die Besonderheit des Sees. Dort wo wahrscheinlich die Quelle lag, gab es eine warme Seite. Hier konnte die abgetrennte Platte auf dem freien Wasser schwimmen.

In die Mitte der Platte, wo man stehen musste, um das Gleichgewicht zu halten, wurde ein Loch geschlagen. Mit einer gestohlenen langen Bohnenstange konnte das Floß bewegt werden. Jede unvorsichtige Gewichtsverlagerung hatte zur Folge, dass die Eisplatte kenterte und man ins Wasser fiel. Der See war nicht so sehr tief. Die Gefahr bestand darin, dass man mit dem Kopf unter die bestehende Eisschicht kam. Wenn einer doch einmal einbrach und nass wurde, konnte er durch das Entgegenkommen einer benachbarten Gärtnerfamilie die Kleider im Heizraum der Gewächshäuser trocknen.

Futter für Stallhasen

Beim Mittagessen wurde das Radio eingeschaltet, um die Nachrichten zu hören. Meine Schwester schwätzte dazwischen, denn sie wollte ihren Schulalltag loswerden. Obwohl ich jünger war, interessierten mich die Nachrichten mehr. Gott sei Dank fand mein Vater das Geschwätz auch störend. Wenn er ein Machtwort sprach, war sie ruhig. Waren die Nachrichten vorbei, gab Vater seine Meinung der Mutter weiter. Bei ihr verstärkte sich die Tendenz, den Krieg für unausweichlich zu halten. Mutter sprach von schlimmen Zeiten, die so ein Krieg nach sich zog, von Lebensmittelkarten bis zu den jungen Soldaten, von denen viele ihr Leben verlieren würden.

„Lebensmittelkarten, für was braucht man die?“, fragte ich meine Mutter, die das ja schon vom ersten Weltkrieg kannte. Sie sagte: „Die Lebensmittel werden im Krieg knapp und damit alle Menschen gleich viel zu essen haben, braucht man Marken“. Als der Krieg dann kam, war dies in der Praxis natürlich nicht ganz so. Vor allen Dingen die Bauern und die, die auf dem Land lebten, spürten die Knappheit weniger. Waren sie keine Bauern, hatten sie meist doch die Möglichkeit, ihre Versorgung durch das Anschaffen von Stallhasen und Hühnern zu verbessern, wobei man den Besitz von Hühnern angeben musste, Hasen waren frei.

Die Hühnerbesitzer gaben bei der amtlichen Erfassung weniger Tiere an, als sie wirklich besaßen. Die Leute in der Großstadt, denen diese Möglichkeit verwehrt war, spürten die Einschnitte im Laufe des Krieges, als die Rationen immer kleiner wurden, mehr und mehr. Das war der Anfang der Hamsterfahrten.

Hamsterfahrten wurden meistens sonntags unternommen. Dabei hatten diejenigen, die keine Verwandten auf dem Lande oder Wertsachen zu tauschen hatten, schlechte Karten. So entpuppte sich manche Hamsterfahrt als Flop.

Knappe Hasenfutter, das nur am Wegrand oder auf Feldwegen geholt werden durfte, machte das Halten von Stallhasen zunehmend schwierig. Die Leute hatten ja keine Grundstücke und die Feldwege waren abgegrast. Ich musste auch Futter holen. Wenn man spät dran war, noch Hausaufgaben zu machen hatte und absolut nichts fand, nahm man vom Kleeacker eines Bauern. Das war mit hohem Risiko verbunden. Nicht nur das Stehlen auf dem Acker, sondern auch das Heimtragen in einem mehr oder weniger gefüllten Sack war mit Angst verbunden. Der Feldschütz, den es in jeder Gemeinde gab, war befugt, den Inhalt des Sackes zu kontrollieren. Er leerte den Sack aus und wenn er Klee fand, gab es Strafzettel vom Ordnungsamt der Gemeinde.

Kriegsbeginn und Blitzfeldzüge

Wir feierten unseren Schäferlauf. Der Ursprung des Festes geht möglicherweise bis ins 15. Jahrhundert zurück.

Besucher aus Nah und Fern waren gekommen. Darunter befanden sich zahlreiche Soldaten aus der Garnisonstadt Ludwigsburg. Die Wirte boten alles auf. Bierzelte wurden aufgestellt, jeder Platz wurde genutzt, um Umsatz zu machen. Meine Eltern gingen traditionell in ein Zelt und aßen eine Rote Wurst. Je nach Witterung trank Vater zwei oder drei Krüge Bier.

Die Idylle wurde jäh gestört, als am späten Nachmittag Angehörige der Militärpolizei das Zelt betraten und die anwesenden Soldaten aufforderten, unverzüglich ihre Kasernen aufzusuchen. Das bedeutete Mobilmachung. Der Krieg gegen Polen begann wenige Tage später, am 1. September 1939.

Dieser Krieg entwickelte sich zu einer der größten Katastrophen in der Weltgeschichte. Es ist keine Frage, Hitler hatte den Krieg systematisch vorbereitet und auch begonnen.

Der Polenfeldzug, ein Blitzkrieg, war ein Triumph für Hitler-Deutschland. In 18 Tagen wurde Polen besiegt. Viele Gefangene wurden gemacht, die man ins Reich transportierte, um die Bauern zu ersetzen, die zum Militär eingezogen worden waren. In der Regel ging es den Kriegsgefangenen gut. Nur beim Essen gab es manchmal Schwierigkeiten, weil es verboten war, dass Kriegsgefangene am Tisch der Familie aßen. Für die Hausfrau bedeutete dies Mehrarbeit, und so aß der Kriegsgefangene eben doch am Tisch mit. Das Wachpersonal, das in jeder Gemeinde war und meistens aus zwei älteren Unteroffizieren bestand, hatte die Sache zu überwachen. Wenn die Vorschrift nicht eingehalten wurde, gab es Ärger und die Frau musste sich eine Ausrede einfallen lassen und glaubhaft versichern, dass der heutige Fall eine Ausnahme war. Die Kontrollen konnten nur sporadisch durchgeführt werden. Wenn aber der Überwacher wiederholt festgestellt hatte, dass die Vorschrift nicht eingehalten wurde, drohte er mit dem Abzug des Gefangenen. Das Verhältnis zwischen den Kriegsgefangenen und den Familien war meist gut. Von zehn Arbeitsverhältnissen war höchstens eines gestört.

Nach Feierabend, wenn der Gefangene gegessen hatte, musste er zum Schlafen unter Bewachung eines Familienangehörigen in einen von der Stadt eingerichteten Schlafsaal mit ver-

gitterten Fenstern gebracht werden. Die Unteroffiziere stellten dann die Vollzähligkeit der Inhaftierten fest. Obwohl es viele Gelegenheiten gegeben hätte zu flüchten, wurde so gut wie keine davon wahrgenommen. Das Risiko, wieder eingefangen zu werden und dann in einem Straflager zu landen, war einfach zu groß. Da die meisten mit den Kriegsgefangenen zufrieden waren und immer mehr Deutsche, auch Ältere, zur Wehrmacht eingezogen wurden, verknappten die Arbeitskräfte. Es gab auch Spezialisten, die der auf Hochtouren laufenden Rüstungsindustrie nicht entzogen werden konnten. Die wurden u.k. gestellt, wie das Kürzel für „unabkömmlich“ genannt wurde.

Polen war besiegt und besetzt, das Land von den Deutschen kontrolliert. Frankreich und England hatten Hitler-Deutschland den Krieg erklärt, somit waren die Fronten klar. Dass der Krieg sich auch auf Frankreich ausweiten würde, war nur eine Frage der Zeit. Der Westwall in Deutschland und die Maginot-Linie in Frankreich waren ja schon in Friedenszeiten begonnen und mit Hochdruck auf beiden Seiten ausgebaut worden. Im Mai 1940 war es dann soweit. Der Krieg verlief ähnlich wie in Polen. Das deutsche Heer und die Luftwaffe kämpften überlegen und siegreich. Der Feldzug dauerte sechs Wochen. Bei Dünkirchen wurden die Engländer und ein Teil der Franzosen ins Meer geworfen. Hitler ließ sich als den größten Feldherrn aller Zeiten feiern. Nur eins passte nicht so ganz. War im Polenfeldzug kein Soldat aus dem Städtchen gefallen, so verloren in Frankreich drei Landsleute ihr Leben auf dem Feld der Ehre, wie es in der Propaganda so schön hieß. Für Führer, Volk und Vaterland gefallen, ein schlechter Trost für die Angehörigen! Aber es sollte erst der Anfang sein.

Für die meisten Eroberer war die Besatzung sicher die schönste Zeit in ihrem Soldatenleben. Frankreich, das Land des Weines, Frankreich, das Land der charmantesten Frauen, Frankreich, das Land wo man vieles kaufen konnte, was es bei uns nicht mehr gab! Großstadtniveau und die neueste Mode zeichneten die Waren aus. Manche Frau oder Freundin eines in Frankreich stationierten Soldaten wurde von ihren Bekannten gefragt, woher sie die schönen Strümpfe habe. Wenn sie dann mitteilte, ihr Freund hätte sie aus Frankreich geschickt, kam postwendend die Frage: „Kann der mir auch mal was schicken?“. Das ging allerdings nur eine Zeit lang, dann war auch dort alles ausverkauft.

Der französische Offizier

Unter den neu angekommenen französischen Gefangenen fiel einer nicht nur durch seine Offiziersuniform auf, sondern auch durch seine Persönlichkeit. Es war ein geistreicher junger Mann, dem man seine Bildung und Herkunft ansah. Er beherrschte auch ein wenig Deutsch, das er auf dem Gymnasium gelernt haben musste.

Die Bauersleute, denen er zugewiesen wurde, waren älter und gehörten dem Bauernadel an, wie es im Sprachgebrauch hieß. Es waren rechtschaffene Leute, die die Gewähr boten, dass ein gutes Verhältnis zwischen ihnen und dem gefangenen Franzosen herrschte. Der Franzose, der mit Sicherheit noch nie einen Stall betreten hatte, bot, nachdem er ein wenig eingearbeitet war, dem Bauern an, künftig den Stall verantwortlich zu betreiben. Das war eine Erleichterung für den alten Mann. Der Stall mit dem Vieh, darunter zwei Pferden, war schon immer sauber gewesen, aber mit der Übernahme durch den Franzosen, der auch Vertrauensmann zwischen den Gefangenen und den Wachmännern war, wurde er zum schönsten Stall im ganzen Oberamt.

Das Deutsch des Gefangenen wurde immer besser, man konnte sich gut mit ihm unterhalten. Er erzählte spannend und unterhaltsam von seiner Heimat, seiner Schulzeit, seiner Einberufung zum Militär und seiner Gefangennahme.

Eines Abends, als wir einander besser kannten, erzählte er mir die Geschichte von der Zeit als er vor seinem Transport nach Deutschland in einem Sammellager inhaftiert war. Dort hatte er Zeit zum Nachdenken. Seine Hauptsorge war auf die Tätigkeit gerichtet, die man ihm in Deutschland anweisen würde. Würde er in der Rüstungsindustrie tätig sein müssen, um Waffen, oder sonstige Geräte zum Töten von Menschen herzustellen, hätte er als französischer Offizier die Pflicht gehabt zu versuchen, die Produktion zu boykottieren. Dies wäre natürlich mit höchstem Risiko, der Todesstrafe, verbunden gewesen. Da habe er gebetet, Gott möge ihm diese Prüfung ersparen.

Er wurde erhört. Nicht nur die Arbeit in der Fabrik blieb ihm erspart, auch die Zuweisung in die Landwirtschaft war ein Glücksfall. Er produzierte Lebensmittel und befand sich zudem bei einer Bauernfamilie, die ethische und christliche Werte beachtete. Es war des Guten fast zu viel. Was die Bäuerin am ärgsten erstaunte war der Umstand, dass sich eines der hübschesten Mädchen aus gutem Hause plötzlich für die Landwirtschaft interessierte. Sie bot während der Ferien unter dem Vorwand, braun werden zu wollen, ihre Mithilfe auf dem Acker an. Kontakte zwischen Gefangenen, egal welcher Nation, und deutschen Frauen waren streng verboten und wurden mit dem Abschneiden der Haare der Frau geahndet, wenn ein eindeutiger Beweis vorlag. Aber das Bräunen war ja der Grund für die Mithilfe.

In der Zeit als Gefangener und Knecht auf dem Bauernhof war Marcel, der Franzose, ein echter Pazifist geworden. Für mich, der ich ja ganz unter dem Einfluss der Nazi-Propaganda stand, war dies für einen Offizier, gleich welcher Nation, keine gute Einstellung. Im Gegensatz zu seinen Mitgefangenen war er überhaupt nicht fanatisch.

Den Eltern meines Freundes, die einen kleinen Handwerksbetrieb hatten, wurde ein Handwerker zugeteilt. Dieser war, wie die meisten anderen Kriegsgefangenen, von Anfang an überzeugt, dass Deutschland den Krieg verliere, und dies wurde in Debatten entsprechend geäußert. Er war ein guter Handwerker, auch ein guter Mensch, aber ein Nationalist, ein Franzose erster Güte. Mit Marcel war das anders. Seine Gespräche zielten auf Versöhnung. Ihn bewegten Fragen wie: „Muss es sein, dass zwei auf einander schießen, nur weil sie einer anderen Nation angehören?“

Russlandfeldzug

Mitte Juni 1941 passierte etwas Unerwartetes für mich: Hitler marschierte in Russland ein. Mit Russland hatten wir einen Nichtangriffspakt; aber was bedeutete für Hitler schon ein Vertrag! Ihm war er ein Stück Papier, dessen Inhalt man einhalten konnte oder auch nicht.

Ich war eigentlich auf England fixiert. Churchill erschien mir als die Hauptreizfigur. Die englische Presse und Unterhaltungsindustrie war nach meiner Meinung in der Verachtung von Deutschland besonders rührig. Die Engländer übersetzten die Texte ihrer auf Deutschland bezogenen Hohn- und Spottgesänge, um sie über den Sender BBC, über Flugblätter und über andere dunkle Kanäle bei uns publik zu machen. Besonders gut kann ich mich an eine Melodie erinnern nach der sie sangen „Und wir hängen unsere Wäsche an der Siegfriedsleine auf, und wir fahren mit dem Auto nach Berlin“. Mit der Siegfriedsleine meinten sie den Westwall. Die Melodie war ein richtiger Ohrwurm, selbst ich sang sie.

Der Kommentar, den mein Vater zum Russlandfeldzug abgab, stammte aus seiner Schulzeit. Als 1812 Napoleon nach einem Siegeszug in Europa in Russland eine vernichtende Niederlage hinnehmen musste, entstand der Spruch: „Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen“. Diesen Satz zitierte er. Das war typisch für meinen Vater, immer musste er

das Negative herauskehren. Er wurde mir zum Rätsel. Als er dann den Führer auch noch abwertend als Gefreiten des 1. Weltkriegs bezeichnete, war das für mich zuviel. Ich fragte mich, was so ein Mann in der NSDAP zu tun habe, traute mich aber nichts zu sagen.

Der Feldzug verlief wie immer. Zuerst siegten wir auf der ganzen Linie. Das Wichtigste aber, die Einnahme Moskaus und die Zerschlagung der Zentren Leningrad und Stalingrad gelang nicht. Zuerst erwiesen sich eine Schlammperiode und danach der frühe und überdurchschnittlich kalte Winter 1941/42, auf den die Wehrmacht ohne entsprechende Ausrüstung nicht vorbereitet war, als unüberwindbare Hindernisse. Auch der Nachschub konnte nicht mehr sichergestellt werden. Hinzu kam, dass Stalin seine großen Reserven an Soldaten, später unterstützt mit Waffen aus Amerika, besser organisiert hatte. Es gab Sabotageakte an Zügen mit Nachschub durch russische Terroristen. Das von den Deutschen als Rache dafür vollzogene Abbrennen ganzer Dörfer tat ein Übriges, um dem russischen Volk den Krieg zu einer nationalen Aufgabe zu machen. Allmählich veränderte sich das Kräfteverhältnis zu Gunsten Russlands. Was Deutschland beabsichtigt hatte und wie siegessicher man war, konnte ich aus der Maßnahme bei der Berufswahl des älteren Bruders meines Freundes erkennen. Ihm wurde die Landwirtschaft als interessant empfohlen und nach der Ausbildung zum Bauern ein großer Hof in der besonders fruchtbaren Ukraine in Aussicht gestellt. Er entschloss sich dazu und nahm eine Stelle als Volontär auf einem großen Gut an.

Man hatte das Fell eines Bären verteilt, ehe der Bär geschossen war.

Der Gefrierfleischorden

Hinter den Siegen im Kriege standen Menschen, die oft tollkühne Leistungen erbrachten. Dafür gab es Auszeichnungen: das EK 2 (untere Stufe des Eisernen Kreuzes), das EK 1 (höhere Stufe des Eisernen Kreuzes), das Sturmabzeichen, die Nahkampfspange usw. Die kurioseste Auszeichnung war das von den Landsern „Gefrierfleischorden“ genannte Abzeichen.

Als beim Russlandfeldzug im ersten Winter die Soldaten mit unzureichender Winterausrüstung von einem besonders frühen und kalten Wintereinbruch überrascht wurden, waren Erfrierungen der Gliedmaßen die Folge. Die deutsche Führung hatte mit einem Feldzug gerechnet, der bis zum Winteranfang siegreich beendet sein würde. Ein Irrtum, der für viele Landser unsagbares Leid zur Folge hatte. Erst Ende Oktober 1941 wurde die Bevölkerung aufgerufen, nicht gebrauchte Wintersachen wie Ohrenschützer, Handschuhe und Socken abzuliefern. Wir von der Hitlerjugend wurden beauftragt, die Sachen einzusammeln. Die Frauen, jung und alt, machten mit, und es kam einiges zusammen.

Zu jener Zeit lernten alle Mädchen in der Schule stricken, und es war etwas Besonderes, wenn ein Mädchen nach ihren modischen Vorstellungen einen Pullover fertig stellte. Da entstanden wirkliche Unikate.

Meine Tante, eine unverheiratete Schwester meiner Mutter, war die vollkommenste Frau, die ich in meinen 77 Jahren erlebt habe. Ihre guten Eigenschaften reichten heute für mindestens zwei junge Frauen. Meine Tante Sofie war einfach ideal. Die jungen Frauen von heute mögen das für übertrieben halten und mir verzeihen.

Tante Sofie hat den Aufruf zur Winterspende natürlich auch gelesen, und als ich sie darauf ansprach, sagte sie, sie habe schon angefangen. Tatsächlich strickte sie in pünktlicher Hausfrauenart 12 Paar Handschuhe, 12 Paar Socken und 12 Kopf- und Ohrenschützer, diese sogar aus Angorawolle. Als ich meiner Mutter die Sachen zeigte und ihren eigenen Beitrag in Form von Socken dazulegte, kam sie aus dem Staunen nicht mehr heraus. Sie sagte: „In so kurzer

Zeit kann man von Hand gar nicht so viel stricken, sie muss Tag und Nacht gearbeitet haben“. Voll Stolz gab ich die Sachen ab. Vieles war schon da, aber es handelte sich meist um nicht frisch gestrickte Ware. Die Stricksachen wurden in einem Laden ausgestellt. Als sie nach 14 Tagen immer noch herum lagen, und ich weitere Spenden auch von anderen Leuten ablieferte, platzte mir der Kragen. Ich schimpfte: „Warum liegt das Zeug hier noch rum?“, und dachte dabei an meine Tante, die halbe Nächte durchgearbeitet hatte. Im Frühjahr brauchen die Soldaten das Zeug ja nicht mehr. Mein Aufbegehren brachte mir einen Rüffel ein. Ich solle fleißig sammeln, das andere werde die Partei schon machen, hieß es. Als die Spenden in Russland ankamen, hatten schon Tausende und Abertausende von Landsern erfrorene Glieder. Sie bekamen den so genannten Gefrierfleischorden, es war ein schwacher Trost. Im folgenden Winter gab's für Erfrierungen der Glieder keine Orden mehr. Die Generalität meinte, man müsse sich nur bewegen, dann würden die Glieder nicht einfrieren. Das klang für die Soldaten wie der blanke Hohn. Oft schliefen sie erschöpft ein, ihre vor Kälte gefühllosen Glieder ließen sie nicht mehr merken, was in ihrem Körper vorging. So kann man auch Probleme lösen.

Stalingrad

Im Krieg im Osten bahnte sich mit Stalingrad die größte Katastrophe an. Sie führte zur Wende im Russlandkrieg. Der Kessel konnte nicht mehr aufgebrochen werden, die 6. Armee war eingeschlossen. Ich empfand Mitleid mit den Soldaten, die ohne Hoffnung, den Kessel verlassen zu können, bei 40 Grad Kälte und ungenügender Kost kämpfen mussten. Das Großmaul Göring war nicht mehr in der Lage, für die eingeschlossenen Truppen den halbwegs notwendigen Proviant einzufliegen. Das bedeutete den Tod auf Raten. Ich glaube, es gibt nichts Schlimmeres. Im Radio wurde die Situation entschärft dargestellt. Dabei kam den NS-Propagandisten zu Hilfe, dass verzweifelt geschriebene Briefe die Angehörigen zu Hause nicht mehr erreichten.

Für uns in der Heimat war die ganze Tragweite dieser Niederlage zunächst nicht erkennbar. Die wenigen deutschen Soldaten, die diese Hölle entkräftet überlebten, gerieten in Gefangenschaft und starben oft in Lagern und Lazaretten, denn die sowjetische Armee war mit der Versorgung und Betreuung der Verletzten überfordert. Ihre eigenen Soldaten hatten Vorrang vor den Gefangenen und damit hatten sie genug zu tun. Von der 6. Armee überlebten nur wenige das Debakel von Stalingrad.

Das Polenmädchen

Dann kam der Abend, für den ich mich heute noch schäme. Einmal im Monat gastierte die Kreisfilmstelle in Orten, wo es kein Kino gab. Nachmittags gab es einen Film für Jugendliche und abends für Erwachsene. Meine Freunde und ich besuchten die Vorstellung am Mittag. Gegen 19 Uhr war die Nachmittagsvorstellung aus. Es muss Winter gewesen sein, denn es dunkelte schon. Ich weiß nicht mehr wie der Film hieß, aber an den Inhalt kann ich mich noch genau erinnern. Er spielte im Grenzland zwischen Polen und Deutschland. In einer Papierfabrik, die einem Volksdeutschen gehörte, arbeitete ein Pole. Im Kollergang, in welchem der Brei für das Papier zubereitet wurde, waren zwei schwere Rollen angebracht, die gegenläufig liefen. Der polnische Arbeiter wartete ab, bis niemand mehr im Kollergang war und warf dann

einen großen Schraubenschlüssel ins Getriebe. Wegen des Knalls, den man im ganzen Betrieb hören konnte, liefen alle zusammen. Die Frage war, hat den Schlüssel jemand ins Getriebe geworfen, oder fiel er durch die Erschütterung von alleine hinein. Das Ablegen von Gegenständen auf der Anlage war verboten. Es war nahe liegend, dass Sabotage vorlag. Alle wurden verhört, auch der Täter. Dieser behauptete, zum Zeitpunkt des Unfalls nicht im Maschinenraum gewesen zu sein. Ein polnischer Kollege bezeugte dies.

Auf dem Heimweg kam uns ein junges Mädchen, ca. 18 Jahre alt, entgegen. Ich kannte sie nicht, obwohl man in einer Kleinstadt eigentlich alle kannte. Einer von uns wusste, wer sie war: die ist beim „Gombele“ im Haushalt. Der Gombele war ein eigenartiger Mensch. Er betrieb eine Mühle und Landwirtschaft. Seine Schwester war geistig behindert, und deshalb sollte ihm das polnische Mädchen im Haushalt helfen. Sie war erst wenige Tage hier und konnte kaum ein Wort deutsch.

An diesem Abend war sie mit dem Fahrrad und einer großen Milchkanne unterwegs. Sie hatte Milch abgeliefert und war mit der leeren Kanne auf dem Rückweg zur Mühle. Sie schob das Rad. Wahrscheinlich konnte sie nicht Rad fahren, sondern benutzte das Rad als Lastenesel. Als wir das Wort „Polenmädchen“ hörten, waren wir alle wie elektrisiert.

Der Film hatte uns so richtig aufgewühlt. Wir waren zu dritt. Meine Freunde, fast so groß wie das Mädchen, gingen auf sie zu und griffen ihr in den Lenker. Ich stauchte heftig gegen ihr Rad, sie erschrak und bekam Angst. Das Mädchen hatte schöne schwarze Augen, die mich angsterfüllt anschauten. Die Augen beeindruckten mich, und ich hörte auf zu stauchen. Meine Freunde ließen den Lenker los, wir behielten sie noch eine Weile in unserer Mitte, dann machten wir den Weg frei. Nach einiger Zeit getraute sie sich zu gehen.

Sicherlich weckte unser Verhalten in dem Mädchen Zukunftsängste. Sie wird an den Vorfall wohl noch oft gedacht haben. Zum Schmerz der Trennung von Heimat und Familie fügten wir ihr, hauptsächlich ich, zusätzlich Leid zu.

Die Augen des Mädchens und die Tränen, die sie wohl vergossen hat, verfolgten mich mein Leben lang. Immer wenn ich das tragische Lied vom Polenmädchen hörte und mitsang, erinnerte ich mich an die schwarzen Augen des Mädchens und an das Unrecht, das ich ihm damals angetan habe. Leider kann ich die Frau, die heute, wenn sie noch lebte, ungefähr 80 Jahre alt sein müsste, nicht mehr um Vergebung bitten. Sie war während der ganzen Kriegsjahre bei den Geschwistern in der Mühle. Wenn man von den Eigenheiten der beiden Müllersleute abieht, ging es ihr dort bestimmt gut.

Warum wollten wir Jungen ein vollkommen unschuldiges Mädchen wegen einer vielleicht erfundenen oder erstellten Filmgeschichte, die politisch in die Hasspropaganda passte, abstrafen? Es ist nur mit meiner Kindheit, ich war ja damals erst zehn Jahre alt, zu erklären.

Dienst im Jungvolk

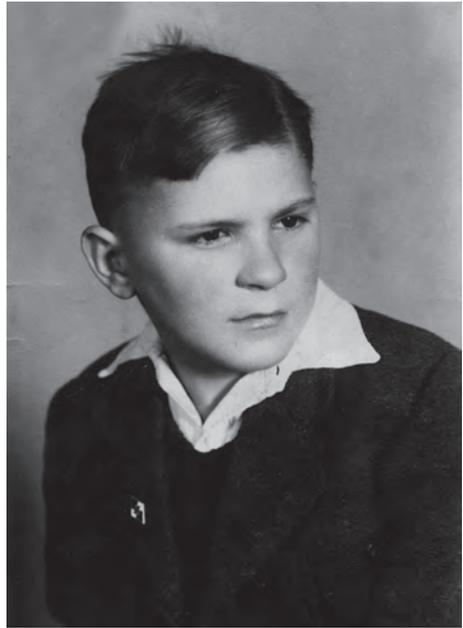
Wenn mein Bruder in Uniform zum Dienst in der HJ ging, wurde ich immer neidisch. Ich war noch zu jung, um ins Jungvolk aufgenommen zu werden.

Jungvolkdienst war immer am Mittwochnachmittag um 16 Uhr. Es wurden Geländespiele gemacht, Marschlieder gelernt und gesungen, mit Hilfe einer Uhr als Ersatz für einen Kompass die Himmelsrichtungen bestimmt und viel Sport getrieben – alles Dinge, die einen 10-Jährigen stark interessierten.

Als ich zehn Jahre alt war, ging mein größter Wunsch, die Aufnahme ins Jungvolk, in Erfüllung. Braunhemd, kurze schwarze Hose, Koppel und Schulterriemen hatte ich schon, alles

neu. Meine Mutter hatte sich großzügig gezeigt und die Gepflogenheit, dass immer der Jüngere die Kleider des Älteren aufzutragen hatte, außer Acht gelassen. Ich war mächtig stolz beim Anprobieren. Dass die Propaganda schon bei den 10-Jährigen ansetzte, merkte ich bald. Sie zeigten uns kriegsgefangene Polen, unrasiert und mit dreckigen Kleidern, die in Lagern eingesperrt waren. Uns wurde erklärt: Das sind Polaken, Unmenschen und ihr seid die Herrenmenschen. Man erzählte uns Geschichten und Legenden über Horst Wessel, der in der Kampfzeit vor der Machtergreifung von Kommunisten ermordet wurde, ebenso von großen Feldherren, die einst Schlachten schlugen und gewannen.

Man stimmte uns ein auf Heldenverehrung und den Mythos von Vaterlandsliebe und Treue. So wurde eine Saat gelegt, die aufging und eine Richtung eingeschlagen, der wir gerne folgten.



Hermann, der 12-jährige, trägt das HJ-Abzeichen

Lehrzeit

Es war die Zeit, in der die meisten Handwerkslehrlinge, sofern sie aus einer anderen Gemeinde kamen, im Hause des Chefs wohnten und dort auch verköstigt wurden. Am Feierabend wollten sie nicht beim Chef sein, mit dem sie es den ganzen Tag zu tun hatten. Sie trafen sich dann im Sommer an einem Platz in der Stadt, ohne allerdings die Nachbarschaft durch Krach zu belästigen. Im Winter traf man sich in einer Werkstatt, wo der Chef dies duldete.

Ohrfeigen waren in der Lehre zwar nicht alltäglich, aber wenn etwas nicht so klappte und der Lehrling mehr oder weniger daran schuld war, konnte es schon vorkommen, dass sich der Zorn des Meisters in einer Ohrfeige entlud. Die Lehrzeit war ohnehin keine gute Zeit. Nach Feierabend musste die Werkstatt aufgeräumt werden. Die Arbeitszeit erstreckte sich von 7.00 Uhr bis 18.00 Uhr, samstags von 7.00 Uhr bis 16.00 Uhr. Danach musste der Werkstattboden gekehrt und der Abfall ausgelesen werden. Wehe, wenn eine Schraube oder eine Niete im Abfalleimer zu finden war! Der Chef kontrollierte, wenn er keine gute Laune hatte. Der Eimer wurde ausgeleert und der Inhalt mit einem Stock auf dem Boden ausgebreitet. So konnte er sehen, ob sich noch etwas Brauchbares im Abfall befand. Fand er etwas, fiel ihm eine Schikane ein, die sich mit mindestens 30 Minuten Mehrarbeit bemerkbar machte. Den ausgeleerten Eimer musste der Lehrling natürlich auch wieder füllen. Wenn auf der Baustelle noch eine halbe oder eine Stunde zu arbeiten war, wurde der Auftrag ohne Rücksicht auf das normale Arbeitsende abgeschlossen; am anderen Tag noch einmal anzufangen hätte sich ja nicht gelohnt. Egal wie abgerechnet wurde – bei Arbeit nach Angebot

hatte der Chef den Vorteil, bei Stundenarbeit war der Kunde der Nutznießer – in jedem Fall achtete man auf Effektivität und das Einsparen von Zeit.

Es war Weihnachten 1942. Sieben Lehrlinge, fünf von auswärts, hatte mein Bruder zum Treffen bei uns eingeladen. Sie wussten, dass es das letzte Weihnachten war, das sie gemeinsam feiern konnten, denn einige mussten im kommenden Jahr mit ihrer Einberufung rechnen und deshalb sollte gefeiert werden. Ein Weihnachtsbaum, der auf nicht ganz legalem Weg in ihren Besitz gekommen war, wurde geschmückt. Die Chefinnen der Lehrlinge trugen mit Spenden von Gutsle zum Fest bei. Meine Mutter backte einen einfachen Kuchen, auch war für jeden ein Vesper hergerichtet. Wein für einen feuchtfröhlichen Rahmen zu besorgen war in Markgröningen kein Problem. Mitten im Krieg wurde das Zusammensein in unserer Werkstatt am Vorabend des Heiligabends zum denkwürdigen Fest.

Als 12-Jähriger durfte ich dabei sein. Vier der Jungen fielen im Krieg, (sie hatten Angst gehabt, dass der Krieg vorbei sei, bevor sie sich als Helden bewähren konnten), einer kam verwundet zurück. So hatte der Krieg in manchen Jahrgängen Lücken hinterlassen.

Flugplatzbau

Als ich meinem Vater in der Werkstatt helfen musste, kam ein Kunde. Er erzählte, dass sein Schwager in Großsachsenheim Grundstücke für einen Flugplatz abgeben musste. Hoherfreut hörte ich das, war ich doch immer von der Fliegerei fasziniert. Großsachsenheim liegt ja nicht weit weg von Markgröningen, und da konnten wir sicher vom Flugbetrieb vieles mitkriegen. Meinem Freund erzählte ich das und für uns war klar, dass wir nach Inbetriebnahme des Flugplatzes einen Erkundungsausflug unternehmen würden.

Als die ersten Maschinen starteten und landeten – vom Markgröninger Hochreservoir aus konnte ich ja alles gut sehen - warteten wir einen schönen Tag ab an dem wir nachmittags keine Schule hatten und liefen los, über Unterriexingen den Berg hoch, und schon sahen wir die riesige Baustelle. Die Landebahn war fertig, und es standen ein paar Flugzeuge herum. Wir wollten natürlich näher bei der Sache sein und krochen unter dem Zaun durch. An Zaun waren Schilder angebracht auf denen stand: „Militärische Zone, betreten strengstens verboten“. Wir waren also gewarnt und robbten, wie wir es im HJ-Dienst gelernt hatten, auf ein paar Baracken zu, in deren Schutz wir aufstehen konnten. Durch die Fenster wollten wir beobachten. Einer der Insassen bemerkte, dass da jemand war und kam schleppenden Schrittes zum Fenster. Auf der Baracke war das Rote Kreuz Zeichen, es handelte sich also um die Krankenbaracke. Der Mann kam genau auf mich zu, er trug Sträflingskleidung. Ich blickte ihn an, und sah in dem hageren Gesicht ein paar Augen, die mich verzweifelt und unendlich traurig anschauten. Mich überkam das Gefühl des Mitleids. Verfliegen waren die Gedanken über Herrenmenschen und Unmenschen.

Ich habe später noch oft an die Begegnung gedacht. War er Ausländer, Jude oder politischer Häftling? Was ich in seinen Augen las, war tiefe Hoffnungslosigkeit, und die überkam mich auch.

Aufgeschreckt wurde ich durch das plötzliche Auftauchen von zwei Wachsoldaten, die uns beobachtet haben mussten. Als sie sahen, dass wir Jugendliche waren, nahmen sie die Gewehre weg und sagten zu uns: „Ihr könnt doch lesen, warum seid ihr trotzdem in das abgesperrte Gebiet eingedrungen“? Wir erwiderten: „Wir sind in der Flieger-HJ und interessieren uns deshalb“. Das ließen sie nicht gelten und bemerkten in scharfem Ton, dass sie uns normalerweise abführen müssten. Das machte Eindruck, und wir bekamen Angst. Sie beratschlagten sich und wiesen uns an, wir sollten so unauffällig wie wir gekommen sind, wieder gehen und uns ja nie mehr sehen lassen.

Unsere Stimmung war gedrückt, mit so einer Abfuhr hatten wir nicht gerechnet. Aber nicht nur der scharfe Ton der Soldaten, sondern auch die Augen des Häftlings ließen uns nicht mehr los. Auf dem Heimweg sprachen wir kaum ein Wort miteinander. Ich glaube, wir spürten, dass hier Unrecht geschah.

Nach dem Krieg, als die Wahrheit ans Tageslicht kam, erfuhren wir, dass das Insassen vom KZ-Lager Natzweiler im Elsass waren, die beim Bau des Flugplatzes eingesetzt wurden. Spätestens dann hätten wir merken müssen, dass hier Menschen gequält und gefoltert wurden. Andererseits war es die Krankenbaracke gewesen, und kranke Menschen sehen immer schlecht aus.

Weitere Besuche auf dem Flugplatz zu machen trauten wir uns nicht mehr, zu negativ waren die Erlebnisse die wir an diesem Nachmittag hatten.

Was ich bei längerem Nachdenken über diesen Nachmittag gelernt und in den Augen des Häftlings gelesen habe, ist der Umgang mit dem Unwort „Herrenmensch“.

Alle Menschen, egal welcher Hautfarbe, Religions- und Staatszugehörigkeit sind gleich, sie unterscheiden sich erst in dem, was sie tun, und wie sie es tun. Bewertung und die Einstufung können nur nach einem längeren Zeitraum und in Kenntnis der Person vorgenommen werden. Dabei darf die gesellschaftliche Stellung des betreffenden Menschen nicht im Vordergrund stehen; sie gehört zwar zum Gesamtbild, wird aber in fast allen Betrachtungen überbewertet. Gerade in letzter Zeit sind durch Zufälle und unter Mithilfe von Journalisten gravierende Skandale ans Tageslicht gekommen. Darin klapften charakterliche Eigenschaften und Amt der Betroffenen weit auseinander.

Ich denke nochmals an den Vorgang von damals. Als ich das Unrecht zumindest ahnte, hätte ich dem Häftling gegenüber mehr tun müssen. Zum Beispiel hätte ich versuchen können, trotz des Verbots den Flugplatz nochmals zu besuchen. Ich hätte versuchen können, mit dem Wachpersonal zu sprechen. Durch vernünftiges Reden kann man manchmal Dinge erreichen, die man vorher nicht für denkbar hält. Den wahren Grund des Besuches hätte ich natürlich nicht sagen dürfen, sondern Interesse an der Fliegerei vortäuschen müssen. Vielleicht hätte ich die Chance gehabt, dem Häftling heimlich etwas zuzustecken. Hätte ich von meinem Schulpausenbrot etwas mitgenommen, wäre das für mich kein Verzicht gewesen. Ich habe es nicht getan, das grämt mich.

Ich fühlte mich, trotz Hitlerjugend, nicht mitschuldig am Krieg. Ich war zu jung um Einfluss nehmen zu können und glaubte, es müsse alles so sein. Aber ich hätte fähig sein müssen zu einer menschlichen Geste, die mehr für den Häftling bedeutet hätte als das bisschen Pausenbrot. Und hier liegt das Versäumnis, das ich mir vorwerfen muss. Ich hätte ein klein wenig Licht in das Leben des armen Menschen bringen können. Weil ich nichts gemacht habe, fühle ich mich, um es ein wenig anders auszudrücken, zumindest nicht ganz unschuldig.

Das Wasserwerk – während des Krieges mein täglicher Aufenthalt

Der Umweltschutz ist heute ein wichtiges und allgemein anerkanntes Anliegen. Die Gesellschaft wendet für ihre Versorgung mit gutem Wasser und für die Entsorgung des Abwassers sowie des Mülls hohe Summen auf. Eine moderne Kläranlage zum Beispiel unterhält ein Labor ähnlich einem Zulieferbetrieb der Lebensmittelindustrie.

Denke ich an die Abwasserentsorgung in Markgröningen zurück, wie sie während des Krieges und noch lange danach bestand, überfällt mich im Nachhinein ein Schrecken. Die trübe

Brühe füllte einen Tümpel, den man in der Nähe eines Baches angelegt hatte. Das ungeklärte Wasser an der Oberfläche des Tümpels floss in den Bach. Die dicken Bestandteile setzten sich am Grunde ab. Wenn sie fest genug waren, wurden sie mit Spaten und Schaufel herausgeholt, abtransportiert und nach einer weiteren Trocknung als Dung abgegeben.

Ähnlich primitiv verlief die Entsorgung des Mülls. Ehemalige Hohlwege wurden zu Sammelplätzen, ohne dass jemals ein Geologe mit dem Auftrag zugezogen worden wäre, den Untergrund auf seine Eignung hin zu untersuchen. Zu allen Tageszeiten konnte jedermann völlig unkontrolliert seinen Müll loswerden. Bis heute hat man zuweilen noch mit entsprechenden Spätfolgen zu kämpfen, vor allem wenn es zur Verseuchung des Grundwassers kam.

Beim Frischwasser ist die Sache unproblematischer. Es wurde früher schon streng überprüft. Ich will erzählen, wie die Markgröninger Trinkwasserversorgung während des Krieges und der ersten Nachkriegszeit für 5 ½ Jahre zu einem Teil meines Lebens wurde.

Der bei der Stadt angestellte Wasserwärter wurde 1943 krank und verstarb. Von heute auf morgen hatte ihn mein Vater zu ersetzen. Das war nicht einfach. Die alte Anlage erwies sich als anfällig. Technische Tricks, die sich der vorherige Wasserwärter auf Grund langjähriger Erfahrung angeeignet hatte, musste mein Vater mühsam nacherfinden. Ich hielt mich in der schulfreien Zeit, wann immer es ging, bei meinem Vater im Wasserwerk auf.

Hochinteressant wurde das Geschäft, wenn wir den Elektriker brauchten. Er hieß Karl, war alt und hatte schon bei der Einführung der Elektrizität in unserer Stadt mitgewirkt. Als danach das Geschäft zurückging, packte er seine Kleider in eine Persilschachtel und machte sich auf den Weg nach Tamm, wo damals schon ein Bahnhof war. Als er unterwegs von Bauern gefragt wurde, wohin er denn ginge, antwortete er: „Nach Amerika“. Keiner glaubte ihm das, und man lachte ihn aus. Karl reiste tatsächlich nach Amerika. Dort war man gerade dabei, den Wilden Westen zu elektrifizieren. Karl, der Weltenbummler und Abenteurer, hatte das richtige Umfeld gefunden. Das Saufen gehörte gelegentlich dazu.

Entstand bei der Arbeit eine schwierige Situation, etwa dann, wenn der Strom beim Einklemmen eigentlich hätte abgeschaltet werden müssen, wurde der Karle gerufen. Er war risikobereit und fähig, ohne drohenden Zeitverlust zum Ziele zu gelangen.

Der Unfall konnte nicht ausbleiben. Irgendwann verletzte sich Karl den Daumen. Zum Arzt ging er nicht. Er band das lädierte Stück in sein sicherlich nicht sehr sauberes Taschentuch. Darunter eintretender Wildwuchs ließ den Daumen zum doppelt so großen, unförmigen Horngebilde werden, für Karl ein ungeahnter Vorteil. Der Knorpel nämlich hatte isolierende Wirkung. Kam es fortan zur Berührung einer Strom führenden Leitung, verspürte Karl nur noch ein leichtes Kribbeln. Karl, der Elektriker, war imstande, den verkrüppelten Daumen als Werkzeug zu verwenden, einen Phasenprüfer habe ich bei ihm nie gesehen.

Im Jahre 1930 kehrte Karl nach Deutschland zurück. Mit seinem Sohn, der ebenfalls Elektriker wurde, gründete er eine Firma. Später, ins Wehrdienstalter gekommen, musste der Sohn einrücken, und Karl führte das Geschäft weiter, so gut es ging.

Für unsere Arbeit im Wasserwerk wurde der eigentlich lange schon im Rentenalter Stehende zum wahren Glücksfall. Er konnte improvisieren wie kein Zweiter. Ob alles, was er machte, der Vorschrift entsprach, war nicht so wichtig. Wenn Karl den Arbeitsplatz verließ, lief der Betrieb, und die Wasserversorgung war bis zur nächsten Panne gesichert. Typen und Originale wie Karl findet man heute leider kaum noch.

Bald schon übertrug mir mein Vater eine Aufgabe zur selbständigen Erledigung. Ich musste zweimal am Tage den Hochbehälter im Ruxart kontrollieren. Das Wasser wurde von der Pumpstation an der Asperger Straße dorthin hoch gepumpt, um dann mit natürlichem Gefälle in die Häuser der Stadt fließen zu können. Der Wasserstand im Hochbehälter verriet auch,

ob irgendwo ein Rohrbruch auftrat, der sehr schwer feststellbar war, wenn das Wasser vom Leck weg etwa im Boden versickerte. Zur Überprüfung des Wasserstandes im Hochbehälter diente eine Stange, die senkrecht in einer Führung lief und an ihrem unteren Ende auf einem Schwimmer stand. Wenn die Stange über den üblichen Verbrauch hinaus abfiel, war dies das Zeichen für einen Rohrbruch. Das sehr einfache Prinzip funktionierte immer. Trotzdem blieb das Auffinden einer Bruchstelle schwierig. Routine half, aber auch Glück und Zufall spielten mit. Um unnötigen Wasserverlust zu vermeiden, sollten Bruchstellen möglichst schnell aufgefunden werden. Von den heute hierfür zur Verfügung stehenden Methoden konnte man damals nur träumen.

Nach und nach bekamen wir die Aufgaben im Wasserwerk besser in den Griff. Es gab keinen Fall, in welchem wegen unserer Wartung die Versorgung ausgefallen wäre.

Gegen Ende des Krieges häuften sich die Schwierigkeiten, weil gelegentlich der Strom zum Antrieb der Pumpe ausfiel. Man hatte allerdings an diese Situation schon gedacht und ein dieselgetriebenes Lokomobil eingestellt, als um die Jahrhundertwende die Wasserversorgung eingerichtet wurde. Die uralte Technik dieser Maschine erforderte Zeit. Zur Betriebsaufnahme waren mindestens zwei Mann nötig. Mittels einer Kurbel hatte einer das Schwungrad anzutreiben. Dem anderen oblag, entflammtes Zeitungspapier in den Zylinder einzuführen. Es bedurfte meist mehrerer Versuche, bis der Motor ansprang. Brachte man bei der Bedienung der Kurbel diese aus ihrer Verankerung nicht rechtzeitig heraus, war der Motor schon angesprungen, und das nun mitsausende Ding rächte sich. Blutergüsse am ganzen Körper konnten die Folge sein. Einem Prüfer vom heutigen Gewerbeaufsichtsamt würden sich die Haare sträuben, und rasch wäre die gefährliche Anlage stillgelegt.

Als gegen Kriegsende unser Schuljahrgang 1929/30 zum Volkssturm eingezogen wurde, erhielt auch ich den Stellungsbefehl. Mein Vater wehrte sich dagegen mit dem Argument, dass er dann bei Stromausfall nicht mehr pumpen könne und wies auf die verheerenden Folgen hin. Die zuständigen Stellen zeigten Einsehen und ich durfte bleiben.

Bald bekam ich die erste Reaktion auf diesen Vorgang zu spüren. Als in der Folge zwei SS-Männer die Kindersoldaten abholten, versuchte sich ein Vater zu wehren. Er brachte vor, sein Sohn hätte eine Mandelentzündung. Der Hinweis blieb ohne Erfolg, denn das verlangte ärztliche Attest konnte nicht vorgewiesen werden. Als dieser Vater mich sah, rief er: „Das Nazi-büblein darf bleiben und mein Sohn wird geholt!“ Dies war ungerecht gesprochen, denn jener Vater gehörte genau wie meiner der Partei an. Mich schmerzte der Vorwurf, denn feiger oder mutiger als andere war ich nicht und das, was mir möglicherweise bevorstand, etwa im letzten Moment zusammen mit Parteifunktionären gehen zu müssen, erschien nicht weniger gefährlich.

Unterdessen wurden die Arbeiten am städtischen Versorgungsnetz immer zeitaufwändiger. Es gab drei direkte Bombentreffer, aber auch die nicht direkten konnten an den mürben Leitungen durch Erdschütterung Schaden anrichten. Zudem wurden die Reparaturmuffen knapp. Immer mehr galt es zu improvisieren.

Je näher der Krieg kam, desto gefährlicher wurde die Kontrolle des Hochbehälters. Er hatte eine exponierte Lage, deshalb richtete das deutsche Militär dort einen Beobachtungsstand ein. Die gegnerischen Truppen erkannten dies und beobachteten ihrerseits genau, was sich abspielte. Neben der Straße war ein Graben. In dessen Schutz konnte ich mich anschleichen. Um aber an den Behälter ganz heranzukommen, blieb mir nur ein ungeschützter Feldweg. Was sich dort bewegte, wurde beschossen. Die Einschläge waren etwa 1 m tief und rund, stammten also von Panzerkanonen oder ähnlich kleinen Kanonen. Die Feinde schossen sich zunehmend besser ein. Ich konnte beim abendlichen Kontrollgang die Dämmerung nützen,

morgens aber blieb die Sache sehr gefährlich. Angst hatte ich schon, doch war die Kontrolle notwendig, denn es mussten abends in der Stadt Löschwasserreserven in Weinbergzubern, Badewannen oder ähnlichen Behältern gebildet oder ergänzt werden. Weil nur in verbrauchsintensiven Betrieben Wasseruhren eingebaut waren, spielte es keine Rolle, wenn da und dort die Behälter überliefen, insgesamt aber wirkte es sich auf den Wasserverbrauch aus und deshalb mussten Kontrollen sein. Nichts mehr war völlig kalkulierbar, und doch konnte ich stolz darauf sein, den Bewohnern der Stadt, einen so wichtigen Dienst erweisen zu können.

Dann kam die Nacht, als gegen ½ 12 Uhr der Ortsgruppenleiter und der Standortführer der Hitlerjugend in Parteiuniform an die Luftschutztüre klopfen und meiner Mutter, die öffnete, erklärten, sie müssten mich abholen. Meine Mutter erschrak vor den Uniformen. Ich war im Nachbarkeller, zu dem es einen Durchgang gab. Ob meine Mutter meinen Aufenthalt kannte, weiß ich nicht. Jedenfalls antwortete sie den beiden: „Der ist nicht hier, der muss im Wasserwerk oder beim Hochbehälter sein.“ Die Uniformierten warfen einen Blick in unseren Keller, erkannten, dass ich nicht da war, stiegen in ihr Auto und fuhren in Richtung Stuttgart davon.

Nachher bemerkte meine Mutter, dies seien die längsten Minuten in ihrem Leben gewesen. Ich war mit ihrem Verhalten unzufrieden, schließlich stand ich im Range eines Jungenschaftsführers und verspürte Partei und Staat gegenüber besondere Verantwortung. Meine Mutter sah mich böse an und sagte zornig: „Ich habe dich nicht 15 Jahre lang groß gezogen, um zu erfahren, dass man dich erwischt und am nächsten Baum aufgehängt hat.“ Ihre Worte machten mich nachdenklich, mir kamen Geschehnisse aus den vergangenen Tagen in den Sinn, von denen ich in der nächsten Geschichte berichten will.

Schreckliche Geschehnisse während der letzten Kriegswochen

Ein junger deutscher Soldat wurde in einem Hause erwischt, als er dabei war, sich seiner Uniform zu entledigen und Zivilkleidung anzuziehen. Der den Trupp deutscher Soldaten anführende Feldwebel nahm den Jungen mit. Er kam vor ein Standgericht, das im Sitzungssaal unseres Rathauses tagte und wurde wegen Feigheit vor dem Feind und Fahnenflucht zum Tode durch den Strang verurteilt.

In der Gefängniszelle des Rathauses verwahrte man den Verurteilten. Vom Hausmeister war später zu hören, er hätte den Raum in der Hoffnung unverschlossen gelassen, ihn morgens leer vorzufinden. Niemand wird je erfahren, ob der Unglückliche versucht hatte, die Chance zu nützen, oder ob ihn der Schockzustand daran gehindert hatte.

Es fällt mir schwer, über solche Vorkommnisse zu schreiben, sie sind aber Zeitgeschichte und sollten sich nie mehr wiederholen.

Gut ausgegangen ist eine ähnliche Geschichte, die sich in unserer Straße zutrug. Ein Soldat, Geburtsjahrgang 1928, hatte drei Wochen zuvor Kurzaufenthalt bekommen und sich zu Hause aufgehalten. Als man von ihm weit und breit nichts mehr sah, glaubten wir, er wäre zu seiner Einheit, die in der Nähe lag, zurückgekehrt. Der Frontverlauf betraf Markgröningen direkt.

Nach fünf Tagen fuhr ein Kübelwagen vor dem betreffenden Hause vor. Drei Angehörige der Feldgendarmerie, die wegen der sie legitimierenden Halskette Kettenhunde genannt wurden, sprangen heraus und durchsuchten das Haus. Als sie es nach drei Stunden verließen, war der junge Soldat nicht dabei. Sein Vater hatte den Feldgendarmen versichert, sein Sohn sei am Abend des dritten Urlaubstages zu seiner Einheit zurückgekehrt. Nun mache er sich Sorgen,

da der Junge offensichtlich nicht angekommen sei. Zwei Tage später tauchten die Kettenhunde erneut auf, um nach dem Jungen zu suchen. Der blieb wie vom Erdboden verschluckt. Als nach dem Einmarsch der Franzosen keine Gefahr mehr bestand, war der Junge plötzlich wieder da. Mein Vater fragte seinen Vater, wo um Himmelswillen er den Jungen denn versteckt habe. Er bekam zur Antwort: „Du weißt ja, unser Opa hatte immer Durst“. So wird eine Sache bei Verstorbenen umschrieben, die man bei Lebenden als Saufen bezeichnet. Also wurde früher viel Most gemacht, die reichlich vorhandenen Streuobstwiesen ließen dies zu. Große Fässer waren erforderlich. Später als sich die Trinksitten geändert hatten, blieben diese Fässer oftmals leer und trockneten nach und nach aus. So auch in besagtem Hause. Dieser Umstand kam Vater und Sohn zugute. Das trockengelegte Fass mit seinen Spalten war einerseits durchlüftet, andererseits gab es die Gärungsgase längst nicht mehr. So war das Überleben in diesem perfekten Versteck über mehrere Tage hinweg möglich. Kein anderer Platz im Hause wäre vor den routinierten Häschern sicher gewesen.

Die schlimme Geschichte verleitet mich zum Schluss auch zu einer humorigen Betrachtung. Hätte der Opa nicht so großen Durst verspürt, hätte er auch kein so großes Fass besessen und der Junge, sein Enkel, hätte sein Leben wohl verspielt gehabt. Ich füge aber an: „Dies ist der einzige Fall, den ich kenne, wo sich der Alkoholismus als Segen erwiesen hat. Sonst ist und bleibt er der Inbegriff für Unglück und sozialen Abstieg.“

Ich selbst war nie ein Feind des Weingenusses, und trinke gern ein Viertele, besonders wenn es sich um ein schwäbisches handelt. Nur der Missbrauch ist schädlich, die Grenzen dorthin sind allerdings fließend, dies sollte man immer bedenken.

Mein Bruder

Vereinzelt wurden damals in Norddeutschland Städte von den Engländern aus der Luft angegriffen und beschädigt. Um diese Schäden zu reparieren, musste jeder Betrieb der Baubranche für sechs Wochen vor allen Dingen junge Mitarbeiter abstellen. Wir im süddeutschen Raum hatten zu dieser Zeit so gut wie keine Luftangriffe.

Meinem Bruder, der seine Arbeitsstelle in Lübeck zugeteilt erhielt und in eine der dortigen Firmen eingegliedert wurde, gefiel diese Art der Abwechslung. Das einzige Problem war die Verpflegung. Die jungen Leute mussten sich selbst versorgen. Der letzte Teil des Monats wurde zur mageren Zeit, denn die Lebensmittelmarken bezogen sich auf den ganzen Monat und viel zu früh waren sie leer geplündert. Man schlief in einer Sammelunterkunft, die in einer Turnhalle eingerichtet war.

Nach seiner Rückkehr aus Lübeck machte mein Bruder die Facharbeiterprüfung. Er war 18 und das war die Zeit, in der man zunächst zum Arbeitsdienst und dann zum Militärdienst eingezogen wurde. Als Handwerker wurde er zu den Pionieren einberufen. Die Ausbildung fand in Karlsruhe statt, überwiegend am Rhein. Dort gab es ideale Bedingungen für Pioniere und den Brückenbau. Die Ausbildung war hart, aber wie sich später herausstellen sollte, für den Ernstfall von Vorteil.

Nach der Grundausbildung gab es für die meisten vier Tage Heimaturlaub. Sie wussten bereits, dass es nach dem Urlaub in Richtung Russland gehen sollte. Beim Verladen des Zuges wurden plötzlich zwei Soldaten aufgerufen, bei denen Unstimmigkeiten in den Personalien vorlagen. Einer davon war mein Bruder.

Auf der Schreibstube sollte die Sache geklärt werden. Bei einem war dies möglich, bei meinem Bruder Werner nicht mehr, weil beim Kreiswehrrersatzamt in Ludwigsburg der Sachbearbeiter

nicht zu erreichen war. Mein Bruder war darüber sehr traurig, weil er während der Ausbildung viele Kameraden gefunden hatte, von denen er nicht getrennt werden wollte. Die Personalien richtig zu stellen dauerte zwei Tage – ein Umstand der meinem Bruder das Leben gerettet hat. Seine Kameraden von der Kompanie mussten beim Rückzug aus Russland eine Brücke sprengen, um die nachfolgenden Russen aufzuhalten und um sich selbst eine gewisse Zeit zum Atemholen zu verschaffen. Diese Aufgabe wurde zum Schicksal der ganzen Kompanie. Die Sprengsätze, die an der Brücke angebracht waren, explodierten vorzeitig und alle Soldaten, welche die Brücke noch nicht verlassen hatten, wurden in den Tod gerissen.

So spielte eine Stenotypistin, die eine Eintragung ins Soldbuch nicht sorgfältig übertragen hatte, unfreiwillig Schicksal und rettete das Leben eines 19-jährigen jungen Mannes.

Zu diesem Zeitpunkt war klar, dass die westlichen Alliierten eine Landung an der Kanalküste in Frankreich planten. Es galt, die Befestigungen am Atlantik auszubauen und zu verstärken. Um einen für den weiteren Krieg so misslichen Kampf an zwei Fronten zu vermeiden, brauchte man Pioniere.

Neue Einheiten wurden zusammengestellt, denen man erstmals Hilfwillige aus dem Baltikum und anderen Ländern zuwies. Diese jungen Männer waren deutschorientiert und hatten sich durch Propaganda verleiten lassen. So bestand die Mehrzahl der Gruppe aus Hiwis, wie sie genannt wurden. Für die ausgebildeten Pioniere hatte es den Vorteil, dass sie schneller befördert wurden. Mein Bruder gelangte dadurch in den Rang eines Obergefreiten, eines Oberschnäpsers, wie der Volksmund sagte.

Die Beförderung bedeutete zum einen mehr Sold, zum anderen aber auch mehr Verantwortung. Es galt zu überwachen, dass die Minen im Boden nach einem bestimmten System so eingebuddelt wurden, dass Angreifer darauf treten mussten. Bei den stationären Festungsanlagen, die mit Hochdruck als Atlantikwall erstellt wurden, durften aus Spionagegründen nur deutsche Soldaten eingesetzt werden.

Abgesehen von gelegentlichen Fliegerangriffen der Alliierten war das eigentlich ein ungefährlicher Job. Aber auch auf diese Truppen sollte ein Inferno mit unglaublichem Material- und Menscheneinsatz warten. Der Tag X, der Landungstag, nahte heran. Am 6. Juni 1944 war es dann so weit. Schon morgens kam im Radio die Meldung: Invasion.

Der Tag X

Meine Mutter ging nicht mehr vom Radio weg. Was wir befürchtet hatten, war eingetreten. Einer der drei Hauptangriffspunkte war der Abschnitt, wo mein Bruder stationiert war. Von heldenhafter Verteidigung war zu hören und vom Zurückwerfen der Feinde ins Meer wurde gefaselt. Meiner Mutter war das kein Trost. Als sich dann bald abzeichnete, dass der Brückenkopf der Amerikaner sich stabilisiert hatte und immer mehr Alliierte mit Waffen und Geräten an Land gebracht werden konnten, wurde die Hoffnung, die Landung zu verhindern, immer kleiner.

Was unsere Familie, vor allem meine Mutter, am ärgsten bewegte, war das Schicksal meines Bruders. Die Gerüchteküche brodelte. Der gewaltige Einsatz von Waffen und Kriegsmaterial und die zahlenmäßig weit überlegenen Truppen der Amerikaner waren der Grund, dass eine Verteidigung der Stellungen nicht mehr möglich war. Hinzu kam, dass viele der Abwehrebunker noch nicht fertig oder unzureichend mit Munition versorgt waren.

Meine Mutter kam vom Einkaufen mit einer schlimmen Nachricht nach Hause. Sie erzählte, jemand habe gesagt, dort wo die Feinde gelandet seien, wäre der Artilleriebeschuss so in-

tensiv gewesen, dass auf jedem Quadratmeter ein Einschlagtrichter entstanden sei und das habe wohl keiner überlebt, der sich dort aufgehalten habe. Mein Vater widersprach sofort und erzählte, was er im ersten Krieg gelernt hatte: wenn man in einem Krater Schutz sucht, ist man am sichersten, denn wo eine Granate explodierte, fällt keine zweite hin.

Für uns war die Ungewissheit über das Schicksal meines Bruders eine Belastung. Meine Mutter konnte kaum mehr schlafen, das war das Schlimmste. Der Vater machte ihr Mut und sagte: „Im Krieg gibt es oft Situationen, wo man glaubt, ein Überleben ist unmöglich, und doch kommt man davon“. Dass diese Aussage nur meine Mutter trösten sollte, merkte ich spätestens, als ich mit meinem Vater allein war.

Ich war schon aus der Schule und bei meinem Vater im Betrieb tätig. Er meinte, dass wir einen Lehrvertrag machen sollten. Das war eigentlich nicht in meinem Sinn, denn ich wollte nicht Handwerker werden, aber zu widersprechen wagte ich nicht. Der Grund für meine Abneigung war ein Gespräch, das ich einmal durch Zufall mitbekommen hatte. Einige Schulkameradinnen sprachen vom Heiraten, im Alter von 12 Jahren ein ungewöhnliches Thema. Eine sagte, sie wolle keinen Mann mit Brille, eine andere, sie wollen keinen mit Bart, und diejenige, die ich besonders schätzte, äußerte sich, sie wolle keinen Handwerker, die liefen immer in dreckigen Kleidern rum. Diese Aussage merkte ich mir besonders, sie betraf ja den Stand, aus dem ich stammte.

Es hatte sich nur um die Meinung eines jungen Mädchens gehandelt, das aber im Grunde Recht hatte. Zumindest das mit den dreckigen Kleidern stimmte.

Bisher hatte ich gedacht, dass mein Bruder das Geschäft meines Vaters übernehmen werde und ich eine Arbeit machen würde, die man mit einem weißen Hemd ausführen könnte.

Doch die Sache war also geregelt. Widerspruch in einer so wichtigen Angelegenheit war zu jener Zeit undenkbar. Der Krieg hatte meinen weiteren Lebensweg bestimmt.

Wie ich später feststellen musste, war das gar nicht so schlecht. Am Handwerk, wo man in kreativem Tun den Menschen mit technischen Einrichtungen zu Gesundheit und Wohlbefinden verhelfen konnte, fand ich Gefallen. Wenn in einem Neubau Rohrleitungen geplant und so verlegt wurden, dass sie sowohl funktionellen wie auch optischen Ansprüchen dienten, verschaffte mir das Zufriedenheit und Genugtuung.

Mein Bruder überlebte die verlustreiche Invasion wie durch ein Wunder. Die Angreifer, die nicht aus Schützengraben sondern ohne Deckung kämpfen mussten, hatten es besonders schwer. Nur durch ihre Überzahl konnten sie gegen die durch Artilleriebeschuss stark dezimierten Verteidiger erfolgreich sein. Bei Rückzugsgefechten wurden die paar, die noch lebten, versprengt. Mein Bruder geriet in amerikanische Gefangenschaft. Für ihn war der Krieg zu Ende. Wir wussten die ganze Zeit nichts von ihm. Erst nach Kriegsende, als die Post wieder einigermaßen funktionierte, bekamen wir auf einer vorgedruckten Karte die Nachricht, dass er lebe und sich in amerikanischer Gefangenschaft befinde.

Die Nachricht von seinem Überleben hatte meinen Traum, einen Beruf im schönen Anzug auszuüben, wieder aktiviert. Meine vorsichtige Frage, ob ich die Lehre weiterführen solle, beantwortete mein Vater mit der kurzen Bemerkung: „Einen abgeschlossenen Vertrag erfüllt man“.

Französischer Widerstand

Frankreich hatte kapituliert. Normalität war, sofern man von Normalität reden konnte, wieder eingekehrt. Die Franzosen, die mit Vorurteilen uns gegenüber erzogen wurden, wie es bei uns ihnen gegenüber geschah, fanden sich nicht mit der Besetzung ihres Landes ab.

Eine Bewegung, die langsam immer mehr Form annahm, war der Widerstand, französische Resistance genannt. Sie betätigte sich auf vielen Ebenen. Deutsche Soldaten, die in den heiß ersehnten Heimaturlaub fahren wollten, endeten auf dem Friedhof oder im Lazarett, weil französische Widerstandskämpfer Sprengstoffladungen an Eisenbahnschienen angebracht hatten. Um gezielt bestimmte Personen zu erreichen, wurden attraktive Frauen auf die verhassten Deutschen angesetzt. Offiziere, von denen man glaubte, Informationen über Truppenstärke und deren Bewegungen erhalten zu können, wurden von speziell ausgebildeten attraktiven Französisinnen bei vorgetäuschten Treffen unauffällig ausgehorcht. Das Ergebnis erfuhren die Engländer über Funk. Alles wurde getan, um zu erfahren, was der verhasste Besatzer im Schilde führte. Dabei spielte der Alkohol eine nicht unwesentliche Rolle. Die Damen sorgten dafür, dass der Geheimnisträger immer genug davon hatte. Alkohol löst bekanntlich die Zunge. So wurde manche Bewegung der Truppe in privaten Gesprächen ausgeplaudert und dem gegnerischen Geheimdienst zugespielt. Dort konnte die Information ausgewertet und strategisch verwendet werden.

In der Kriegsführung ist Spionage ein altbekanntes Mittel. Militärisch ließ sich manche frühzeitige Mitteilung zum eigenen Vorteil nutzen. Das war auf beiden Seiten so.

Mein Freund, der Pilot

Der Krieg dauerte nun schon zwei Jahre. Deutschland siegte noch immer. In einem Buch hatte ich gelesen, dass es für einen englischen Jungen der größte Makel sei, wasserscheu zu sein. Dies ist verständlich, da die Engländer auf einer Insel leben und Wasser somit eine besondere Bedeutung hat. Da Deutschland aber nur im Norden ans Meer grenzt, war für mich klar, dass das, was für England Wasser, für uns die Luft ist.

Fliegen, deutsches Schicksal! Die Stukas, ME 109, ME 110, He 111 waren erfolgreich und hatten in dieser Zeit noch die Lufthoheit.

Einer aus unserer Stadt war Pilot einer ME 110. Er flog zweimal ganz nieder über unsere Markung. Er war kein Spinner wie diejenigen Unteroffiziere, die im Urlaub stets ihre Uniformen trugen, um damit anzugeben. Meistens sprachen sie hochdeutsch oder versuchten es zumindest, um zu zeigen, wie lange sie schon beim Kommiss waren. Wenn sie einen Schulkameraden trafen, der einen Stern weniger vorwies oder vielleicht gar keinen Stern hatte, wollten sie militärisch begrüßt werden.

Beim besagten Flugzeugführer, der im Rang eines Oberfeldwebels stand – dies war der höchste ohne Abitur erreichbare Grad – war dies völlig anders. Im Sommer zog er seine Lederhosen an, sprach wie eh und je schwäbisch, obwohl er durch seine Ausbildung zum Piloten lange weg war. Seine Begegnungen mit anderen Urlaubern waren immer herzlich und persönlich. In Uniform konnte man ihn nur sehen, wenn er zu seinem Geschwader zurück fuhr. Er war auf der Insel Sylt stationiert. Dort erwartete man die englischen Gegenangriffe aus der Luft. Im Urlaub wich ich nicht mehr von seiner Seite. Wenn ich zurückdenke, bedaure ich heute noch, dass seine Freundin aus Bregenz, die bei einer Nachrichteneinheit war, nur Samstag und Sonntag bei ihm sein konnte. Die beiden wollten natürlich gerne allein sein. Ich verstand dies in meinem Alter noch nicht. Seine Freundin war jedoch sehr geschickt und fand immer einen Grund, mich los zu werden.

Für mich war er ein Vorbild und ein weiterer Grund, Flieger zu werden. Dafür war jedoch eine Vorbildung erforderlich und deshalb trat ich in die Flieger-HJ ein. Wir bastelten Segelflugzeugmodelle. Wenn das Wetter gut war, übten auf einem Exerzierplatz richtig große

Segelflieger. Man musste allerdings mindestens 16 Jahre alt sein, um ins Cockpit zu kommen. In unserer flachen Gegend konnten die Flugzeuge nur mit einem Gummizugseil gestartet werden. Das war die Aufgabe von uns Jüngeren. Da wir keine Seilwinde hatten, mussten wir, wie Perlen aufgereiht, das Seil spannen. Auf leicht abschüssigem Gelände konnten je nach Wind Fluglängen von 300 bis 600 m erreicht werden. Wenn man das oft genug gemacht und ein Gefühl für das Segelflugzeug entwickelt hatte, durfte man zu einem Lehrgang auf die Teck bei Kirchheim. Dort konnte man die Prüfung für die Leistungsstufen A, B und C ablegen.

Doch zurück zu meinem Idol. Der hatte das Glück, dass auf dem Flugplatz Echterdingen Material für Verbesserungen und Nachrüstungen gelagert und in die Flugzeuge eingebaut wurde. Da er beliebt und ein guter Pilot war, wurde er bevorzugt für Flüge von der Nordsee ins Schwabenländle eingesetzt. Ein weiterer Vorteil war, dass

er erfolgreich eine Lehre als Elektromechaniker abgeschlossen hatte. So konnte er tagsüber die Arbeiten verfolgen, daraus lernen und hatte immer noch Zeit für Kurzbesuche bei seinen Eltern. Ohne ein Essen mit handgeschabten Spätzle von seiner Mutter ging er nicht aus dem Haus, auch wenn die Zeit noch so knapp war.

Bei einem Rückflug flog er ziemlich tief über seine Heimatstadt, wurde beobachtet und gemeldet. Das hatte Konsequenzen. Er musste beim Staffelfkapitän antreten und bekam einen strengen Verweis mit der Androhung, dass er im Wiederholungsfall Süddeutschland nicht mehr anfliegen dürfe. Dass dieses Verbot nicht sofort ausgesprochen wurde, hatte er seinen guten technischen Kenntnissen zu verdanken. Ich kann nur jedem Jungen raten, eine Ausbildung mit Abschluss zu machen. Das kommt einem im Leben immer mal zugute.

Die Bombardierung Englands wurde systematisch fortgesetzt. Städte wie London wurden angegriffen und besonders Coventry, wo sich die größte Rüstungsindustrie Englands befand, dem Erdboden gleichgemacht. Dies führte zum Schlagwort coventrieren, was die vollständige Zerstörung bedeutete. Die Ausfälle, die durch die Zerstörung der Fabriken entstanden, wirkten sich auf die Schlagkraft der Engländer negativ aus. Sie beschlossen, die gleichen Methoden anzuwenden und wagten mit ihrer inzwischen verbesserten Luftflotte speziell nachts Angriffe auf Städte in Norddeutschland. Mit diesen Angriffen war die Zeit der deutschen Nachtjäger gekommen. Sie konnten ihre Schlagkraft unter Beweis stellen. Mein Freund war mit seiner ME 110 Nachtjäger. Allerdings kamen immer mehr eigene Flugzeuge vom Feindflug nicht zurück. Die Abwehr durch englische Flak und einsitzige Jäger wurde immer besser. Aber im



Mein Freund, der Pilot

großen Ganzen konnte man zu diesem Zeitpunkt noch von der Überlegenheit von Hermann Görings Luftwaffe reden. Doch griffen englische Flugzeuge mehr und mehr Deutschland an. Die Eltern meines Freundes waren Bauersleute, die nicht die Zeit hatten, oft zu schreiben. So übernahm ich diese Funktion. Neuigkeiten aus dem Städtle interessierten ihn sehr. Wer hatte geheiratet, wer war im Heimaturlaub? Leider vermehrte sich die Zahl derer, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen ihr Leben lassen mussten. In einer Kleinstadt, wo jeder jeden kennt und viele familiären Verbindungen bestehen, freut man sich über jede Information. Ich schrieb ihm deshalb fast jede Woche. Dadurch wurde unsere Freundschaft immer enger. Er bedankte sich, schrieb zurück, natürlich nicht so oft wie ich.

Als ich einmal bei seinen Eltern zu Besuch war, ich glaube es war in der Weihnachtszeit, war auch in der Stube geheizt. Die Stube wurde nur an Feiertagen beheizt, sonst hielt man sich in der Wohnküche auf. Zwei Öfen zu heizen war zu teuer und Kohle war ja auch knapp. Ich entdeckte im Wohnzimmerbuffet einen Silberpokal, etwas größer als ein Schnapsglas. Darin waren ein Datum und das Wort „Lancaster“ einziseliert. Als Mitglied der Flieger HJ wusste ich sofort, dass das mit der Fliegerei zu tun hatte. Ich kannte nicht nur sämtliche deutsche Flugzeugtypen, sondern auch die des Gegners. Lancaster war ein mehrsitziges Kampfflugzeug, das zur Bombardierung deutscher Städte eingesetzt wurde. Auf mein Fragen antwortete der Vater, dass sein Sohn als Nachtjäger so ein Flugzeug abgeschossen habe. Meine Freude und mein Stolz waren riesengroß, Aber warum hatte er mich darüber nicht informiert? In seinem nächsten Brief schrieb er mir, dass die Zeit zum Schreiben immer knapper werde und seine Mutter ja auch auf Post warte.

Die feindlichen Angriffe häuften sich, und die Sammlung der Silberbecher im Buffet der Eltern meines Freundes – jeder bedeutete den Abschuss eines englischen Flugzeugs – wuchs ständig. Jeder Becher war für mich ein Zeichen der fliegerischen Überlegenheit unserer Piloten, so dachte ich. Wenn ein Becher dazu kam, hatte ich einen großen Auftritt in der Schule. Manchmal durfte ich nämlich einen Becher dorthin mitnehmen, und dann kannte mein Stolz keine Grenzen. Natürlich brachte ich den Becher am nächsten Tag wieder zurück. Die Silberbecher im Buffet seiner Eltern waren inzwischen auf neun angewachsen.

Die letzte Auszeichnung meines Freundes war das Deutsche Kreuz in Gold. Dieses erhielt er für die schweren Kämpfe um das Flaggschiff der deutschen Marine, das Schlachtschiff „Bismarck“ im Atlantischen Ozean. Die Engländer kämpften tagelang mit dem größten Aufgebot an Schiffen und Flugzeugen und wir verloren den Kampf. Es war die erste große Niederlage, die wir verkraften mussten.

Das Ritterkreuz, die höchste Auszeichnung, die an die kämpfende Truppe verliehen wurde, war fast wie eine Erhebung in den Adelsstand. Einsitzige Jäger mussten 20 Abschüsse vorweisen, Nachtjäger 10 bestätigte Abschüsse von viermotorigen Bombern. Da mein Freund bereits 9 bestätigte und 2 unbestätigte (Absturz ins Meer) Abschüsse hatte, war es für mich nur eine Frage der Zeit, bis er diesem exklusiven Kreis angehören würde.

Doch dann kam die Nachricht, die mein ganzes Leben und Denken verändern sollte. Abends kam der Ortsgruppenleiter zu den Eltern, den einfachen und armen Bauersleuten und überbrachte die Nachricht vom Tod ihres Sohnes und seines Bordfunkers. ME 110 Nachtjäger waren mit Pilot und Funker zweisitzig. Bei der Erprobung eines Steuergerätes, das einen Aussetzer hatte, stürzten sie ab. Es war für mich nur ein schwacher Trost, dass er sein Leben nicht im Luftkampf, sondern bei einem Erprobungsflug hatte lassen müssen. Zwei Tage später wurde der Leichnam in seine Heimatstadt überführt. Vier Kameraden seines Geschwaders bewachten abwechselnd den Sarg.

Ich werde nie vergessen, wie seine Mutter den Sarg, der im Flur des Erdgeschosses abgestellt

war, zu öffnen versuchte. Unter lautem Weinen rief sie immer wieder, dass sie ihren Sohn noch mal sehen wolle. Die zwei Soldaten, die zur Bewachung abgestellt waren, zogen die Mutter unter Aufbietung all ihrer Kräfte vom Sarg weg. Man sollte nicht glauben, welche Kraft eine Mutter aufbringt, um ihren Sohn noch mal zu sehen. Ihr Mann, der auch schon Ende 60 war, wusste zuerst nicht, wem er helfen sollte. Er ließ sich aber überzeugen, dass das Öffnen sowohl für die Eltern als auch für die mitgereisten Soldaten im Rang von Unteroffizier und Feldwebel Konsequenzen haben würde.

Die Überführung des Sarges schon war ein Entgegenkommen des Geschwaderkommandeurs gewesen. Es war Anfang 1943 nicht üblich, gefallene Soldaten in ihrer Heimat zu begraben. Nur der Umstand, dass es sich um einen guten Kameraden und exzellenten Piloten handelte, hatte dies bewirkt.

Ich ging spät nach Hause und als ich am Sarg vorbei kam, bemerkte ich, dass der wachhabende Feldwebel Tränen in den Augen hatte. Er erzählte mir, dass sie miteinander eingerückt und die ganze Ausbildung und alle Kurse zusammen absolviert hatten. Er sagte: „Wir waren wie Brüder“. Seine Auszeichnung, das EK 1, bedeutete mindestens fünf bis sechs Abschlüsse. Was mich am meisten wunderte war, dass der Soldat wie auch mein Freund keinen Hass auf die Gegner hatte. Im Gegenteil, sie sprachen immer voll Achtung vom fliegerischen Können der Engländer. Diese Männer hatten noch einen Ehrenkodex und ich glaube nicht, dass sie jemals auf einen am Fallschirm hängenden Gegner geschossen hätten. In ihrem Alter zwischen 25 und 30 Jahren ging ihnen die große Anfälligkeit für die deutsche Hasspropaganda wohl auch eher ab.

Die Beerdigung war bereits einen Tag später, da die vier Luftwaffensoldaten zu ihren Einheiten zurück mussten. Von der Garnisonsstadt war eine Ehrendelation der Infanterie abgestellt worden. Als der Sarg ins Grab gesenkt wurde, schossen sie einen Ehrensalue. Drei Schützen gaben je drei Schüsse ab und die Fahne der Luftwaffe wurde ins Grab gesenkt. Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu weinen, aber bei dieser Szene heulte ich hemmungslos. So einen Schmerz hatte ich in meinem bisherigen Leben noch nicht erfahren müssen. Obwohl sein Tod nicht unmittelbar mit dem Krieg zu tun hatte, war der Krieg doch die Ursache.

Nach diesen schmerzlichen Erfahrungen machte ich mir Gedanken, ob das, was uns von unseren Lehrern und vielen Erwachsenen über Heldentum und das Sterben fürs Vaterland erzählt wurde, nicht eine sinnlose Phrase sei, die nur Elend und Not brachte. Ich nahm mir vor, die Dinge zukünftig kritischer zu betrachten.

Der Traum vom besseren Schulabschluss

Es war Anfang der 6. Klasse, als wir eines Morgens in die Schule kamen und der Rektor anwesend war. Er hatte einen Brief vom Kultusministerium, in welchem mitgeteilt wurde, dass begabte Schüler die Möglichkeit hätten in ein nationalsozialistisches Internat zu gehen und mit der mittleren Reife oder mit dem Abitur abzuschließen. Er nannte vier Schüler, die aufgrund ihrer Leistungen dafür in Frage kamen. Einer stand gleich auf und sagte: „Das brauche ich nicht, ich werde Küfer und übernehme das Geschäft meines Vaters“.

Wir anderen beratschlagten während der Vesperpause und kamen zum Entschluss, die Chance wahrzunehmen, nicht weil es eine nationalsozialistische Schule war, sondern die einzige Möglichkeit, mit einem besseren Abschluss die Schule zu verlassen. Den normalen Übergang von der Volksschule ins Gymnasium am Ende der vierten Klasse hatten wir verpasst. Nur zwei Klassenkameraden waren damals diesen Weg gegangen: die Söhne des Tierarztes und des Kauf-

manns. Wir waren ca. 55 Schüler in der Klasse; von den Mädchen trat keines ins Gymnasium über.

Am anderen Tag sagten wir unserem Lehrer zu. Er forderte Anmeldeformulare an, die wir auszufüllen hatten. Wir mussten einen arischen Nachweis erbringen. Wer das nicht konnte, brauchte die Formulare nicht weiter auszufüllen, die landeten gleich im Papierkorb. Für uns war das kein Problem, denn ein in der Stadt wohnender Professor konnte diesen Nachweis anhand der Kirchenbücher führen. Diese Hürde war also genommen. Wir wurden in die benachbarte Kreisstadt zu einer zweitägigen Prüfung geladen, die wir bestanden.

Ich weiß nicht, warum ein längerer Test, der im Kloster Maulbronn, in dem auch die Schule untergebracht war, zur Reduzierung der Schüler führen musste, vermute aber, dass es am Krieg lag. Der war zu jener Zeit schon so weit fortgeschritten, dass Erfolgsmeldungen in den Nachrichten so gut wie nicht mehr zu hören waren, sondern nur noch von planmäßigen Rückzügen, vor allen Dingen in Russland, die Rede war. Der Afrika-Feldzug unter dem legendären Feldmarschall Rommel war verloren. Es gab viele Gefangene durch die Amerikaner. Die Legende von den Geheimwaffen nahm in der deutschen Presse ihren Anfang. Die Propagandisten mussten das Volk bei Laune halten und an den Endsieg glauben lassen. Das hatte natürlich Folgen. Die Studienräte waren meistens Offiziere, viele von der SS. Die wurden aus den Schulen abgezogen und zur kämpfenden Truppe versetzt. Die Anzahl der Schüler wurde reduziert und aus zwei Klassen wurde in Maulbronn eine gemacht. Wir drei waren durch den Rost gefallen und mussten die Schule verlassen.

Der Schulbetrieb war hart. Morgens nach dem Wecken hatten wir einen Dauerlauf barfüßig durch die Kleinstadt zu leisten, dann hieß es sich waschen und Betten machen. Man musste sich beeilen um pünktlich beim Frühstück zu sein. Es gab zwei Scheiben Schwarzbrot; das Brot wurde mit der Maschine geschnitten. Alle Scheiben waren gleich dick, die aus der Mitte des Laibs allerdings entsprechend größer. Der Hunger verließ uns nie.

Wenn man versuchte, beim Bettenmachen Zeit zu sparen und der Überzug nicht absolut faltenfrei geglättet war, brachte der, der die Abnahme im Schlafsaal vornahm, die ganze Ordnung durcheinander. Dies hatte zur Folge, dass man das Bett nochmals machen musste und zu spät zum Unterricht kam.

Als ich wieder einmal zu spät in den Frühstücksraum kam und nur zwei kleine Scheiben Brot vorfand, wünschte ich mir, einmal wieder genügend Brot essen zu können, so wie ich das von daheim gewohnt war. Aber ich hatte ja keine Brotmarken. Also telefonierte ich meiner Mutter, sie solle mir Brotmarken schicken. Zu Hause lebte man ja auch nicht im Überfluss, aber was tut eine Mutter nicht alles für ihren Sohn. 1 1/2 Tage später kam der Brief mit Brotmarken an. Ich freute mich riesig.

Abends nach dem ganztägigen Unterricht lief ich in die Stadt. Im nächstliegenden Bäckerladen hatte ich Glück, der Bäcker hatte noch ein Brot, das er mir verkaufte. Das Brot versteckte ich in meiner Uniform, die sich ausbeulte. So kam ich im Schulhof an. Gerade als ich das Schulgebäude betreten wollte trat mir ein Studienrat entgegen, der die Beule sah, die das Brot verursachte. Er fragte was ich da hätte. Ich sagte ihm: „Ein Brot.“ Er fragte mich, ob ich das Brot in der Küche gestohlen hätte. Ich erzählte ihm, meine Mutter hätte mir die Brotmarken geschickt. Ich verschwieg, dass ich ihr telefonierte hatte und ergänzte, dass ich die Marken nicht habe verfallen lassen wollen. Deshalb sei ich zum Bäcker gegangen.

Er zog mir das Brot aus der Uniform und sprach mir ins Gewissen, ob ich denn wisse was mein Tun bedeute. Ich hätte das Ansehen der Schule geschädigt. In der Bevölkerung entstehe der Eindruck, dass die Schüler nicht genügend zu essen bekämen. Er machte mich nach Strich und Faden rund, wie man im Volksmund sagt.

Der Vordruck ist soweit möglich vom Gefuchsteller mit Tinte auszufüllen.

Feststellung der arischen Abstammung

bis zu den Ururgroßeltern

de 4

1. Gefuchsteller:

- a) Geschlechts- und Vorname
- (bei Frauen auch Mädchenname)
- b) Geburtstag
- c) Geburtsort
- d) Stand und Beruf
- e) Wohnort (Stadtteil und Straße)
- f) Konfession (auch frühere Konfession)
- g) Familienstand (verh., verw., gesch., led.)
- h) Vor- und Geschlechtsname (Geburtsname) des Ehegatten
- i) Geburtstag und -ort des Ehegatten
- k) Konfession (auch frühere Konfession) des Ehegatten
- l) Ehe-schließung

Jungel,
Johanna Rüst
Lübeck am 28. 7. 1930
Kübler
Munkypörungau
so.
led.
geb. am in
am in

A. Eltern.	2. Vater	3. Mutter
Geschlechts- und Vorname	Jungel, Johann	Frau Maria, Louise Laska
Stand und Beruf	Stappschneider	
Wohnort	Munkypörungau	
Geburtsort, -tag, -monat und Geburtsjahr	Munkypörungau, 27. 9. 1892	Munkypörungau, 19. 2. 1896
Storbeort, -tag, -monat u. -jahr		
Konfession (auch frühere Kon- fession)	so.	
Ehe-schließung	in Munkypörungau am 20. 5. 1920	

Beurkundung f. Seite 3.

Dann nahm er das Brot an sich und ging aber nicht in die Küche, sondern nach Hause. Das war eines meiner schlimmsten Erlebnisse in meiner Jugendzeit. Ich ging hoch in mein Zimmer „Hermann Göring“, wo wir zu 16. in Stockbetten schliefen. Ich legte mich ins Bett und weinte bitterlich ins Kopfkissen, war jedoch darauf bedacht, dass die anderen nichts hörten. Ein deutscher Hitlerjunge in einem nationalsozialistischen Internat weint nicht, sondern ist nach Hitlers Worten „hart wie Kruppstahl“.

Wenn ich heute in eine Schule komme und sehe im Abfalleimer mit Butter beschmierte und mit Wurst belegte angebissene Pausenbrote, dann fällt mir diese Episode aus meiner Jugendzeit ein. Seither weiß ich den Wert von Brot zu schätzen und gehe entsprechend damit um.

Es kam der Tag an dem uns gesagt wurde, wer auf der Schule bleiben durfte und wer gehen musste. Oben schon schrieb ich, dass es uns drei Markgröninger traf. Vielleicht war die so genannte fliegende Klasse, die keinen Klassenlehrer hatte, eine der Ursachen. Im Rechnen unterrichtete uns zum Beispiel eine Handarbeitslehrerin. Möglicherweise aber waren wir einfach nur zu dumm für diese Schule.

Eine kleine Genugtuung erlebte ich erst vor kurzem, als ich die Memoiren des weltbekannten Mario Adorf las. Auch er hatte versucht solch eine Schule zu besuchen und wurde nicht angenommen. Wir mussten also wieder heimfahren und in unsere Klasse zurückkehren. Wir schämten uns schon, und unsere Kameraden konnten ihre Schadensfreude nicht verbergen. Aber auch diese Zeit verging und bald war die alte Rangordnung wieder hergestellt.

Vom kleinen Boxer und einer nachhaltigen Kontaktbörse

Im Jahr 1944 wurde der Hitlerjugendstandort Markgröningen von einem Mann geführt, der wegen eines verkrüppelten Armes vom Kriegsdienst befreit war, wobei manche behaupteten, er sei wegen seiner Parteizugehörigkeit nicht eingezogen worden. Auf jeden Fall machte er sehr viel Wind und versuchte mit seiner und unserer Tätigkeit Außenwirkung zu erzielen.

So ordnete er eines Tages an, mit dem ganzen Standort müsse in der Stadthalle ein Elternabend durchgeführt werden. Alle Gruppierungen, BdM, HJ, Jungmädler und Jungvolk sollten sich etwas einfallen lassen. Während die Mädchen nach dem Muster „Glaube und Schönheit“ Tänze und Gymnastik aufführten und die HJ mit gewagten Pyramiden aus 10 bis 18 Teilnehmern aufwartete, wollten wir, das Jungvolk, mit einer ganz besonderen, hoffentlich der besten Show glänzen. Einer von uns hatte anderswo eine ähnliche Veranstaltung erlebt und dort eine Einlage gesehen, bei der in einem Boxkampf ein großer Junge einem kleinen gegenüberstand. Nach dramatischen Schlagwechseln traf der kleine Boxer den großen, (der natürlich absichtlich daneben schlug), voll am Kinn und schickte ihn unter dem Jubel der Zuschauer k.o. auf die Bretter.

Diese Nummer, so versicherte unser Kamerad, war so gut angekommen, dass wir beschlossen, sie zusammen mit anderen Vorführungen in unser Programm aufzunehmen.

Nach dem Muster des Boxkampfes, „Schwach siegt gegen Stark“, dachten wir uns eine Gewichtheber-Nummer aus. Wir bauten leichte Attrappen schwerer Langhanteln, die den Originalen täuschend ähnlich sahen.

Vor dem Publikum erschienen drei große und kräftige Jungen auf der Bühne. Sie versuchten die Hanteln hochzuheben. Der erste verzog das Gesicht wie bei einer großen körperlichen Leistung. Er schaffte es nicht. Der zweite kapitulierte mit ähnlicher Mimik. Dem dritten, einem richtigen Kraftpaket, gelang es, die Hantel etwa 30 cm vom Boden abzuheben. Dann aber ließ er sie mit schmerzverzerrtem Gesicht und donnerndem Getöse auf den Boden krachen. Für das Getöse hatten hinter der Bühne wir gesorgt.

Zuvor schon war ich, der kleinste unter allen, auf den Schauplatz geschickt worden. Mit überlegenem Lächeln hatte ich die Bemühungen der drei Athleten beobachtet. Nun ging ich zur Handelt, stemmte sie über den Kopf, verblieb so mindestens eine Minute lang und legte das Gerät schließlich elegant und leise auf den Boden. Beim Abgang streifte ich die Kontrahenten mit überlegenem Blick.

Nun kam der schon erwähnte Boxkampf. Ich hatte die Rolle des kleinen Boxers zu übernehmen. Mein Sieg über den körperlich weit überlegenen Kontrahenten lief nach dem schon geschilderten Muster ab. Jetzt war ich endgültig der große Held des Abends. Der ganze Jungzug stürmte auf die Bühne. Die Kameraden spannten eine Zeltplane auf, ich sprang hinein und krümmte mich zu einer Kugel. Die Plane wurde angezogen, was mich dreimal in die Luft katapultierte. Der starke und anhaltende Applaus bewies, dass unser Vorhaben, die lustigste Nummer des Elternabends zu bieten, vollauf gelungen war.

Zum Hitlerjugend-Standort Markgröningen gehörten auch die im Internat des „Seminars“ wohnenden Mädchen. Auch ihnen hatten unsere Vorführungen gefallen. Sie nannten mich fortan den „kleinen Boxer“ und sprachen mich auch mit diesem Namen an. Wenn ältere unter ihnen Kontakt mit Markgröninger Jungen suchten – es konnte sich dabei natürlich nur um solche handeln, die das Ludwigsburger Gymnasium besuchten – bedienten sie sich gerne meiner Hilfe. Der kleine Boxer eignete sich in idealer Weise als Kontaktbörse. Ihn konnten die Mädchen ungeniert ansprechen, und er gab die Botschaften zuverlässig weiter.

Ein besonders hübsches Mädchen pflegte Kontakt mit einer in der Nachbarschaft des Seminars wohnenden Bauernfamilie und hielt diese Kontakte über ihre Schulzeit hinaus aufrecht. Sie war etwas füllig und wohl Lehrerin geworden, für mich der Prototyp einer tüchtigen älteren Dorfschullehrerin, wie ich ihn in meiner Schulzeit in dankbarer Erinnerung in zwei Fällen selbst erlebte.

Schön für mich war, dass ich dieser Frau, der ehemals so hübschen Seminaristin, der ich einst mit Kontaktvermittlung gedient hatte, später alljährlich beim Schäferlauf begegnete. Sie stand am Fenster des besagten Bauernhauses und winkte mir zu, wenn ich als Festzugsteilnehmer die Schlossgasse hinauf marschierte. Den kleinen Boxer erkannte sie noch immer – auch im festlichen Gewand des Stadtrats.

Meine kurze Laufbahn als Boxer

Nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg war der Hannes, ein ehemaliger Soldat, bei uns im Städtle hängen geblieben. Er stammte aus einer großen Stadt im Kohlenpott und wollte dorthin nicht zurück, weil er hier bessere Umstände vorfand. Hannes hatte wegen eines Granatsplitters den linken Unterarm eingebüßt, ein geselliger Typ aber war er geblieben. Wir bewunderten ihn, weil er die Deutsche Wehrmachtsmeisterschaft im Boxen der Mittelgewichtsklasse errungen hatte. Im Jahre 1942 waren diese Meisterschaften letztmals ausgetragen worden. Der Boxsport genoss damals in Deutschland höchste Popularität. Viele erinnerten sich an die großen Namen Max Schmeling und Walter Neusel.

Von den ersten Jahren der Nachkriegszeit ist zu berichten, dass etwa ab 1946 der Gesellschaftstanz eine Hochkonjunktur erlebte. Allenthalben gab es Tanzkurse. Man wollte lernen, sich zu benehmen und gut zu tanzen. Beim Abschlussball bestand Gelegenheit, zu zeigen, was man gelernt hatte.

Mit dem Hannes hatte ich meine bedeutsamste Begegnung ausgerechnet während des Tanzstundenballs, der kurz vor der Währungsreform stattfand. Im Gasthaus gab es keinen Wein,

nur Dünnbier und Most wurde ausgeschenkt. Doch einige am Tanzkurs beteiligte Wengerters-töchter wagten, Wein herein zu schmuggeln. Der Wirt sah dies nicht gerne, aber was wollte er machen! Es ging hoch her, zumal samstags die Polizeistunde verlängert worden war und man Kontrollen kaum befürchten musste.

Den Hannes traf ich auf dem Weg zur Toilette, der durch den Gastraum führte. Hannes saß dort, sah mich, musterte mich kurz und fragte nach meinem Gewicht. „105 Pfund“, gab ich zur Antwort. „Dich brauche ich“, sagte er und mit viel Überheblichkeit entgegnete ich: „Wenn du mich brauchst, bin ich da“. Erst danach wollte ich wissen, wozu er mich brauche.

Auch als er mir zurief: „Zum Boxen!“, dachte ich nicht viel darüber nach, obwohl ich schon gehört hatte, dass der Hannes einen Boxclub gründen wollte. Die Ballnacht dauerte lange; wie immer war ich einer der Letzten gewesen, der ging: der Wein hatte zu gut geschmeckt. An der frischen Luft verspürte ich die Wirkung des Alkohols. Zuhause fiel ich ins Bett und schlief sofort ein.

Gegen 11. 45 Uhr am nächsten Morgen weckte mich meine Mutter. Sie sagte: „Da ist einer, der will zu dir“. Es war mein Freund Eugen. Er teilte mir mit, dass ich mich bis 3 Uhr bereit machen solle zur Fahrt nach Kornwestheim, dort würde in der Salamanderhalle geboxt. Ich glaubte nicht recht zu hören, kein Mensch hatte zuvor mit mir gesprochen, außerdem war mir speiübel. Meine Ausrede, ich hätte weder Turnschuhe noch Sporthose, räumte mein Freund mit der Bemerkung aus, das könne er mir von einem, der die gleiche Größe und Figur wie ich habe, besorgen.

Bald brachte er die Utensilien herbei. Mir blieb keine Ausrede. Ich gab mir einen Ruck und dachte, nach der großen Lippe, die du am Vorabend riskiert hast, ist dies eigentlich die gerechte Strafe.

Am Schrottplatz fuhren wir ab. Transportmittel war ein alter Ami-LKW, den der Schrotthändler auf Holzgas hatte umrüsten lassen. Einige Mitstreiter warfen Holzstücke in Säcken auf die Ladefläche. Das Feuer brannte, und nachlegen konnte man während der Fahrt.

Hannes war natürlich auch dabei. Meinen Einwand, ich könne nicht boxen, mir sei schlecht und mein Kopf drohe zu bersten, ließ er nicht gelten. „Du musst boxen“, sagte er „ohne dich könnte ich das Bantamgewicht nicht besetzen und bei zwei Ausfällen wäre der Kampf nicht genehmigt worden.“ Weil er die Staffel frisch gemeldet hatte, wollte Hannes eine Absage des Kampfes auf jeden Fall vermeiden.

Also setzten wir uns auf die Pritsche und los ging's Richtung Kornwestheim. Als wir ankamen, war die Halle fast schon voll. Ich bekam das große Muffensausen, musste ich als Bantamgewichtler doch auch noch als erster antreten.

Im Ring wurde unsere Staffel vorgestellt. Ich, der zuerst Aufgerufene, ging zur Ringmitte, hob die Arme, kreuzte sie und setzte ein Siegerlächeln auf. Trotz meines Katers sah ich bis dahin noch gut aus. Hannes hatte mir das Zeremoniell vorher erklärt, und ich brachte es dank meiner schauspielerischen Begabung gut hinter mich. Bei der Vorstellung der Heimstaffel sah ich meinen Gegner zum ersten Mal. Er war einen halben Kopf größer als ich und besaß dank seiner langen Arme auch die größere Reichweite. Für mein Überleben waren dies nicht die besten Voraussetzungen, und meine Staffelnkameraden bescheinigten mir später ein von diesem Moment an blasser werdendes Gesicht.

Es kam wie es kommen musste. Beim Gong zur ersten Runde stürmte mein Gegner auf mich zu und deckte mich mit einer Schlagserie ein. Mir verging Hören und Sehen. Mit seiner linken Hand verstand er es immer wieder, meine Deckung aufzureißen und mit der rechten Schlaghand harte Treffer zu landen. Zur Mitte der ersten Runde fragte ich mich, ob es sein müsse, mich so schlagen zu lassen. Nach einem weiteren Treffer ging ich zu Boden und hatte vor,

mich auszählen zu lassen. Zu meinem Pech lag ich in meiner Ecke des Rings und dahinter stand der Hannes. Er schaute mir in die Augen und rief mir, was er sonst nicht tat, auf Schwäbisch zu: „Stand uff!“ Ich stand auf, machte folgsam wie ein Schnauzer weiter und boxte die Runde und die nachfolgenden zwei zu Ende, ohne noch einmal auf die Bretter zu gehen. Seither weiß ich, wie lang drei Minuten sein können.

Neun Minuten, drei Runden lang, bekam ich Hiebe für ein vorlautes Versprechen. Mir wurde zur Lehre, dass man sich ohne entsprechende Vorbereitung auf so etwas nicht einlassen sollte. Boxen wollte ich nach diesem Kampf nicht mehr, aber in derselben Art wie schon zuvor gelang es Hannes, der ja ein feiner Kerl war, mich umzupolen.

Insgesamt acht Kämpfe hatte ich noch zu bestreiten. Dann löste Hannes die Staffel mangels Mitstreiter auf. Er hatte erkannt, dass unsere Stadt für diese Sportart zu klein war.

Ich selbst wurde mit jedem Kampf besser, auch wenn ich nur einmal gewann. Den Sieg verdanke ich einem Glückstreffer auf die Leber meines Kontrahenten, der danach stark behindert war.

Nach dem vierten Fight bekam ich nicht mehr Hiebe ab als meine Gegenüber. Ihre Punktsiege verdankten sie meist der überlegenen Reichweite und dem besseren Boxstil. Trotzdem war ich froh, als alles aufhörte. Ich glaube, dem Hannes hätte ich nie absagen können.

Von einer Freundin muss ich im Zusammenhang mit der Boxerei noch berichten. Mein Freund Helmut, mit dem ich zum Tanzen ging, hatte zwei Mädchen kennen gelernt. Sie waren Flüchtlinge und wohnten in Korntal in einer Baracke. Wir trafen uns im Waldhof in Münchingen. Dort spielte eine Kapelle aus Stuttgart. Die Mädchen tanzten ausgezeichnet. Gertrud musterte mich immer ganz genau. Sie suchte in meinem Gesicht nach Spuren des vorausgegangenen Boxkampfes und sagte: „Wenn du mit dem Boxen nicht aufhörst, brauchst du nicht mehr zu kommen.“ Andererseits aber war sie stolz auf mich und bemerkte gerne: „Mein Freund ist Boxer“. So sind die Frauen! Unberechenbar waren sie schon damals, sie sind es heute und werden so wohl bleiben.

Nach dem Tanz begleiteten wir die Mädchen nach Hause und traten dann selbst zu Fuß den 10 km langen Heimweg an. Dass die Beziehung nicht jäh endete, sondern eher einschlief, ist diesem langen Weg zuzuschreiben, vielleicht auch dem Umstand, dass es die große Liebe eben noch nicht war. Doch denke ich gerne an meine Freundin Gertrud zurück.

Bürgermeister und Ortsgruppenleiter im Clinch

Bürgermeister waren speziell im Schwäbischen kleine Könige, die alles bestimmten. Das änderte sich, als die Partei Ortsgruppenleiter in den Städten und Gemeinden einsetzte. Es handelte sich meist um alte Kämpfer, die der Partei schon lange angehörten und Verdienste aufweisen konnten. Je nach Geltungsbedürfnis der neu ernannten Mandatsträger waren Konflikte vorprogrammiert.

In Markgröningen herrschte zwischen den beiden von Anfang an dicke Luft. Der Ortsgruppenleiter war nach der gesellschaftlichen Stellung der Unterlegene. Er verdiente sein Geld recht und schlecht als Seifenvertreter. Mit dem neuen Amt war auch ein beruflicher Aufstieg verbunden. Er wurde Beamter und bekam eine gute und hohe Stelle beim Arbeitsamt Ludwigsburg. Das stärkte sein Selbstvertrauen und entsprechend trat er auf. Von Anfang an herrschte Grabenkrieg zwischen den beiden. Meiner Meinung nach wirkte sich der Streit günstig auf die Bewohner aus. In der Zeit, in der sie sich überlegten, wie sie einander schaden konnten, ließen sich Parteianordnungen nicht umsetzen.

Wir hatten in der Stadt eine Roma-Familie. In der Regel wurden Romas überall abgeholt und ins Gefängnis oder ins KZ gesteckt. Die Familie bestand aus fünf Personen, den Eltern und drei erwachsenen Söhnen. Der Vater verdiente sein Geld als Holzschnitzer mit dem Anfertigen von Holzbestecken. Die zwei ältesten Söhne arbeiteten im städtischen Bauhof überwiegend zur Zufriedenheit des Leiters bei der Straßenreinigung. Der Jüngste war ein Schlitzohr, aber ein liebenswürdiges. Schon mit 17 Jahren spielte er in der ersten Mannschaft des Fußballvereines. Damals hießen die Gegner Ludwigsburg, Kornwestheim oder Feuerbach, nicht wie heute Iptingen oder Gündelbach. Der Junge war immer einer der besten auf dem Platz. Die Familie fiel nicht auf, man hatte sie akzeptiert.

Nach dem Krieg, als die Amis da waren, hatte der Vater Hochkonjunktur. Er schnitzte Tabakpfeifen und konnte das Profil eines Auftraggebers, der 30 oder 40 Minuten Modell saß, naturgetreu in den Pfeifenkopf schnitzen. Es gelang mal besser und mal schlechter, aber eine gewisse Ähnlichkeit war immer zu erkennen.

Viele rätselten, warum die Familie von den Nazis nicht abgeholt worden war. Ich selbst weiß es auch nicht, vermute aber, dass die Spannungen zwischen Bürgermeister und Ortsgruppenleiter die Ursache waren. Wenn zwei sich streiten hat ein dritter, und das war in diesem Fall die Roma-Familie Gutenberg, den Nutzen. Hauptsache, die Gutenbergs überlebten!

Übrigens empfinden wir Markgröninger es nicht als Schimpfwort, den Spitznamen „Zigeuner“ zu haben. Spötter behaupten, Markgrönings Nationalhymne sei das Lied „Lustig ist das Zigeunerleben“. Welche Stadt hat eine Nationalhymne, die sich so lange und so erfolgreich im harten Musikgeschäft behauptet hat wie dieses Lied! Es wird bis heute fast bei jeder Veranstaltung gespielt und gesungen.

Deshalb habe ich nichts dagegen, wenn man mich als Zigeuner bezeichnet, denn ein richtiger Markgröninger hat damit kein Problem.

Konfirmation 1944

Seit drei Monaten erst besuchten wir die 8. Klasse. Als wir morgens die Bücher aus dem Schulranzen holten, sagte der Lehrer: „Kinder, ihr braucht die Bücher nicht mehr, ihr müsst mit dem nächsten Zug nach Ludwigsburg fahren. Auf dem Arbeitsamt werdet ihr Rüstungsbetrieben zugeteilt.“ Wir waren überrascht und traten die Zugfahrt voll Neugierde an.

Die Formalitäten waren schon vorbereitet. Große Auswahl bestand nicht. Die Buben konnten wählen zwischen den Firmen Beru, die Zündkerzen herstellte, und Getrag, die Getriebe produzierte. Die Mädchen wurden überwiegend der Firma Salamander zugewiesen.

Unser Leben änderte sich krass. Wenn nachts oft Fliegeralarm war, begann die Schule erst um 9 Uhr. In den Betrieben hatte man um 7 Uhr, mit Blaumann fertig angezogen, am Schraubstock zu stehen. Das bedeutete, um 5 Uhr aufzustehen, spätestens um 6 Uhr den 10-minütigen Weg zum Bahnhof zu nehmen und hernach 8 Stunden zu arbeiten. Auch am Samstagvormittag musste gearbeitet werden – für uns eine happe Sache.

1943 hatte es in Berlin eine Propagandaveranstaltung mit Minister Goebbels gegeben. Vor Funktionären und Soldaten rief er: „Wollt ihr den totalen Krieg, wollt ihr ihn totaler als wir uns das heute vorstellen können?“ Stürmisches Ja-Rufen folgte seiner Rede. Nun hatten auch wir Kinder die Auswirkungen zu tragen.

Für uns auf dem Land waren Religion und Kirche noch immer feste Größen. Der Konfirmandenunterricht, der nachmittags angesetzt war, konnte nicht mehr stattfinden, weil wir um

diese Zeit noch im Geschäft waren. Nach langer Beratung kam es zum Beschluss, den Konfirmantenunterricht am Donnerstagabend abzuhalten. Da war man zu Hause und hatte etwas gegessen. Aber der Teufel steckt im Detail. Weil nach der langen Arbeit Müdigkeit aufkam, schlief immer wieder einer ein. Wenn der Pfarrer das merkte und den Schüler rügte, antwortete der: „Ich bin heute morgen um 5 Uhr aufgestanden, habe 8 Stunden gearbeitet und bin jetzt einfach müde“. Was sollte der Pfarrer da noch sagen!

Anfang Dezember 1944, der Krieg kam immer näher, beschloss der Kirchenrat in Stuttgart, die Konfirmationstermine sollten von den einzelnen Gemeinden nach Gutdünken angesetzt werden. Man wusste ja nicht, ob es 1945 überhaupt noch möglich war, eine kirchliche Feier abzuhalten. Tiefflieger waren ständig unterwegs, und dunkel gekleidete Kirchgänger ließen sich von oben leicht ausmachen. Für den Jabo konnten sie zum leichten Ziel werden.

Unser Pfarrer wählte als Konfirmationstermin den 24. Dezember, den Heiligabend. Trotz Bedenken ließ er sich davon nicht abbringen, im Gegenteil, er sah darin eine Aufwertung der Konfirmation. Nur in wenigen anderen Gemeinden wurde so entschieden. Wir gehörten damit dem exklusiven Kreis derer an, die von sich sagen können, am Heiligabend konfirmiert worden zu sein. Die Versorgung mit Kleidern und Schuhen war zusammengebrochen. Wohl keiner unter uns konnte beim Fest mit einem neuen Anzug glänzen. Die Ortsgruppenleiter waren angewiesen worden, Parteimitglieder zu drängen, ihre Söhne zur Konfirmation in der Uniform der Hitlerjugend erscheinen zu lassen, um auf diese Weise Entschlossenheit und Verbundenheit mit Partei und Staat zu demonstrieren. So kam der Ortsgruppenleiter auch zu uns. Als er sein Anliegen vorbrachte, fiel ihm meine Mutter energisch ins Wort. Dies sei ein kirchliches Fest, auf dem eine Uniform nichts zu suchen habe. Er hat sich danach wohl nicht mehr getraut, eine weitere Familie aufzusuchen.

Ich konnte den Anzug meines Bruders anziehen, der kaum getragen war. Ein Freund von mir hatte Probleme mit den Schuhen. Wochentags wurden genagelte getragen, sie hielten länger. Das einzige Paar, das mein Freund noch besaß, hatte ein so unansehnliches Oberleder, dass er immer wieder über sein Problem klagte. Freunde halten zusammen. Ich fand im Lager meines Vaters ein Büchse mit schwarzer Farbe. Diese probierten wir am Absatz aus. Als der Absatz nach zwei Tagen immer noch schön war, sagte ich meinem Freund: „Am Samstagabend holst du die Farbe ab und lackierst deine Schuhe.“

Die Konfirmationsfeier sollte morgens um 8 Uhr beginnen, sie konnte dann um 10 Uhr zu Ende sein, also vor der Zeit, wenn gewöhnlich die ersten Tiefflieger kamen. Um dreiviertel acht Uhr war mein Freund noch nicht da. Er war sonst die Pünktlichkeit in Person. Erst als der Einzug in die Kirche begann, kam er aufgelöst an. Sein Gesichtsausdruck verriet, dass irgendetwas nicht stimmte. Er zeigte auf seine Schuhe. Das Oberleder war durch den Farbauftrag über Nacht geschrumpft. Deshalb standen die Schuhe vorn hoch wie Schnabelschuhe, sie ähnelten Skiern. Immer, wenn ich ihn ansah, musste ich lachen. Er bewegte sich wie ein Clown im Zirkus, seine Gleichgewichtsprobleme trugen dazu bei.

Später erzählte er mir, seine Mutter habe versucht, die Schuhe über der Spüle gerade zu biegen, es war vergebens gewesen.

Ein großes Problem war auch das Ausrichten des Festessens. Es sollte sich ja ein wenig abheben von den Mahlzeiten, die man die Woche über mit dem zubereiten musste, was man auf Lebensmittelkarten bekam.

Meine Mutter hatte bei Kriegsbeginn ein Gänsepaar gekauft und seitdem spielte das gute Zusammenleben von Mensch und Tier bei uns eine Rolle. Der Gänserich war ein besonders intelligentes Tier. Seinen Namen Schorsch verstand er schon nach etwa einem halben Jahr. Rief man ihn, kam er her. Wir sprachen mit ihm und hatten das Gefühl, dass er uns wenigstens

dem Sinne nach verstand; er wusste, was er tun durfte und was nicht. Den Gang zum Weiher hin und zurück hatte er längst begriffen, und wenn die Gansmarie lockte, ging er aus dem Haus und bei der Rückkehr bog er in der Hauptstraße ab und ein in unsere Nebengasse. Er ging in den Stall, und wenn das Futter nicht gerichtet war, machte er sich lautstark bemerkbar. Immer lief er vorne draus und sein Weibchen musste ihm zwei Schritte hinterher folgen. Er war Patriarch, auch den Nachfolgern gegenüber.

Jedes Jahr wurde eine Gans geschlachtet. Die musste man ersetzen, aber die Rangfolge war nie umstritten. Schorsch erfüllte die Funktion eines Wachhundes. Er erkannte seine Leute am Schritt und nur bei Fremden schlug er Alarm. Kein Wunder, dass er, wenn der Schlachttag gekommen war, nie zur Debatte stand, obwohl er vom Alter her längst fällig gewesen wäre. Das änderte sich, als wir 1944 keine Brüterin mehr hatten. Von Schorsch konnten wir keinen saftigen Braten mehr erwarten, aber er war ein stattlicher Vogel, der dem Bedarf einer Konfirmation entsprechen konnte.

Verwandte aus Stuttgart, die sich trotz der schwierigen Anreise die Chance nicht entgehen lassen wollten, einmal wieder satt zu werden, stellten sich zum Fest ein. Nachdem der Entschluss gefasst war, Schorsch zu schlachten, gingen wir schweigend zu Bett. Unser einziger Trost lag in der sicheren Annahme, dass Schorsch die immer näher kommenden Kriegshandlungen ohnehin nicht überstehen würde.

Durch den Umstand, dass das Fleisch so zäh war, konnten die angereisten Besucher ihr Vorhaben, sich toll und voll zu essen, nicht in dem Ausmaß wahr machen, wie sie es beabsichtigt hatten. Am Ende war die Befürchtung, dass das Fleisch nicht ausreichen könnte, grundlos gewesen.

So hatte Schorsch selbst im Tode noch die Interessen seiner Familie wahrgenommen.

Artilleriebeschuss

Warum sich die Hauptkampflinie länger als drei Wochen an der Enz befand, ist mir heute noch ein Rätsel. Zwar gab es noch ein paar Bunker der hinteren Westwalllinie, aber die Enz war kein breiter Fluss und auch nicht übermäßig befestigt. Nachts überquerten Stoßtrupps sowohl von uns wie auch vom Gegner den Fluss, um Stellungen zu erkunden. In Großsachsenheim wurde eine französische Artillerieeinheit mit unterschiedlichen Kalibern stationiert. Die schossen bei Tag und Nacht in das Stadtgebiet und beschädigten Häuser. In der Schillerstraße waren bei einem Volltreffer zwei Frauen ums Leben gekommen. Da der Beschuss zu unterschiedlichen Zeiten erfolgte, zogen es viele Familien vor, sich auch tagsüber im Keller aufzuhalten.

Es war an einem Donnerstag, Vater arbeitete im Wasserwerk und sollte eigentlich schon längst wieder zu Hause sein. Als er endlich kam hatte er einen leichten Zungenschlag. Meine Mutter bemerkte es sofort und war bitterböse. Er entschuldigte sich mit der Begründung, ihn hätten, als er am Gasthaus Post vorbeiging, zwei von seinen alten Freunden hereingerufen und er hätte nicht nein sagen können. Die Wirtin war in Weltuntergangsstimmung und das kam ihnen zugute. Sie sagte: „Bevor die Franzosen kommen und plündern oder alles wegsaufen, gebe ich lieber euch das bisschen Wein, das ich noch habe“. Alle drei waren gute und langjährige Kunden. Ein Fremder bekam zu dieser Zeit keinen Wein mehr ausgeschenkt, und auch denen, die sie kannte, gab sie höchstens ein Viertele. Dass es unter diesen Umständen ein paar Viertel mehr wurden, kann man verstehen.

Meine Mutter war stocksauer, weil sie es nicht gerne sah, wenn er in dieses Lokal zu einer geschiedenen Wirtin ging. In dieser Stimmungslage erinnerte ich mich an das Anliegen, das mir

meine Mutter beim Frühstück vorgetragen hatte, nämlich die Betten ins Erdgeschoss zu tragen, damit sie bei einem eventuellen Brand schnell außer Haus geschafft werden konnten. Im Keller wurde auf Decken geschlafen, weil man Angst hatte, dass die Federbetten Feuchtigkeit zogen. Die angewiesene Arbeit verrichtete ich, noch ehe ich zum Schlafen in den Keller ging.

Es sollte eine bewegte Nacht werden. Zuerst gab es leichten Artilleriebeschuss, der allerdings die Bodenleitung traf und einen Rohrbruch verursachte. Vater war trotz seiner angeheiterten Stimmung sofort im Bild; er brauchte nicht einmal in den Plan zu sehen, um erkennen zu können, welche zwei Schieber abgestellt werden mussten.

Gerade waren wir mit dem Abstellen fertig, als er „hinlegen“ rief. Schon explodierte in unserer Nähe eine weitere Granate. Seine Erfahrung aus dem 1. Weltkrieg half uns. Wir waren im Bereich der Zone, in welche die Splitter flogen. Ob wir rechtzeitig am Boden lagen oder einfach Glück hatten, kann ich nicht sagen, aber ein Mensch der aufrecht steht, wird eher getroffen als ein liegender.

Wir gingen zurück in den Keller zum Schlafen, so gut es eben bei den vielen Leuten möglich war. Immerhin nächtigten sieben Familien bei uns. Gegen 2.00 Uhr war Ruhe. Ich glaube, alle schliefen. Von einer ohrenbetäubenden Explosion wurden wir gegen 2.30 Uhr geweckt. Eine Granate hatte in unser Haus eingeschlagen. Zuerst sahen wir vor lauter Staub gar nichts. Die Kinder heulten los. Dann zündeten wir Kerzen an, die als Notbeleuchtung in jedem Keller bereitgehalten wurden. Als der Staub, der durch die Ritzen der Kellertür eingedrungen war, sich einigermaßen gelegt hatte, hörte ich, wie meine Mutter rief: „Wenn du die Betten in die Scheuer gebracht hast, haben wir jetzt keine Betten mehr“. Ärgerlich fügte sie hinzu: „Wenn man dem sonst etwas aufgibt, macht er es nicht, aber ausgerechnet das hat er gemacht“.

Dann begutachteten wir das Ausmaß des Schadens. Die Granate hatte bei uns ins Dach eingeschlagen, sie hatte zuerst die Dachsparren und dann vier Geschosse durchschlagen, ehe sie auf dem Kellergewölbe des Nachbarhauses explodierte. Sie musste mindestens von einer 17,5er-Kanone stammen, sonst wäre die Durchschlagskraft nicht so groß gewesen. Komischerweise entstand beim Nachbarn so gut wie kein Schaden, denn die ganze Druckwelle ging in unsere Richtung.

Die Wand zum Schlafzimmer war eingedrückt, die Betten standen senkrecht, der Schrank war kaputt. Hätten meine Eltern nicht im Keller geschlafen, hätten sie das nicht überlebt. Für mich war's ein kleiner Trost, dass die Betten auch kaputt gewesen wären, wenn ich sie oben gelassen hätte. So war ich durch mein Befolgen nur am Verlust von drei Betten schuldig.

Die Wand zum Nachbarn war unten ganz kaputt und deshalb senkte sich die Giebelwand. Der herbeigerufene Zimmermann sagte: „Wenn das nicht abgesprießt wird, senkt es sich immer mehr“. Doch wo sollten wir die Spriëße her nehmen. Der Zimmermann, ein älterer Mann, überlegte und kam auf die Idee, von den Spriëßen der Panzersperren, die an den Ortseingängen aufgebaut waren, je einen Balken weg zu nehmen. Es kursierte der Witz: Wie lange brauchen die Amis, um eine Panzersperre zu knacken? Eine Stunde und eine Minute. Die Stunde brauchen sie zum Lachen, und in einer Minute sind sie drüber.

Doch die Sache hatte einen Haken. Als die Sperren aufgebaut wurden, rebellierten die Marktgröninger Frauen und wollten die Sperren wieder abbauen. Die Wehrmacht, die noch in der Stadt war, wurde alarmiert, um dies zu verhindern. Besonders eine junge Frau, die am Marktplatz wohnte, tat sich hervor. Nur der besonnenen Art des Oberfeldwebels, der das Kommando leitete und den Vorgang nicht nur nicht meldete, sondern dem es auch gelang, die aufgebrachten Frauen einigermaßen zu beruhigen, war es zu verdanken, dass die Sperren blieben.

Dies waren die Umstände, unter denen wir die Stützen holen wollten. Mein Vater hatte Bedenken, aber der Zimmermann, der durch den Spruch „Nagel rein genügt“ bekannt war, meinte,

ohne Sprießung würde der Schaden immer größer werden. Als wir den Zweiradkarren holten, lag ein kaputtes Bodenleitungsrohr da. Mein Vater kam auf die Idee, das Rohr aufzuladen, um vorzutäuschen, wir wären im Auftrag der Stadt in einer Angelegenheit des Wasserwerks unterwegs. Wir fuhren los, ich lenkte den Karren an die erste Sperre beim Oberen Tor. Hier wollten wir zwei Stämme holen und an der Steige einen, natürlich zeitversetzt, damit es nicht so auffiel. Wir legten los und luden einen Balken auf. Es war zur Mittagszeit, deshalb dachte niemand, dass unser Tun nicht legal sein könnte. Ein fehlender Balken fiel nicht weiter auf. Unser forsches Auftreten tat ein Übriges, dabei hatten wir, mein Vater und ich, die Hosen voll. Es klappte überall. Wir hatten drei Balken, die ausreichten, um die Wand abzusprießen. Als wir auch nach einigen Tagen nichts von der Sache gehört hatten, verschwand unsere Angst. Die Wand zur Esslinger Gasse nagelten wir provisorisch zu, um das Haus einigermaßen vor Wind und Wetter zu schützen. Im Übrigen rechneten wir ständig mit dem Einmarsch der Franzosen.

Bomben auf Pforzheim

Für unsere nähere Heimat war der 23.2.1945 ein schlimmer Tag, speziell für Pforzheim. Trotz des fortgeschrittenen Krieges wurden Filme gedreht und zu propagandistischen Zwecken im Kino gezeigt. Es waren nicht nur Kriegsfilme, sondern auch Revuefilme, die besonders geeignet erschienen, die Stimmung zu heben. Ein solcher war der groß angekündigte Film mit dem Titel „Kauf dir einen bunten Luftballon“. Das Lied mit gleichnamigem Text wurde extra komponiert. Die wunderschönen Balletteinlagen machten den Film zum besonderen Ereignis.

Mit großen Erwartungen gingen wir hin, und was wir sahen, entsprach der Ankündigung. Der Film war schon fast abgelaufen, als die Sirenen Fliegeralarm ankündigten. Sofort wurde die Vorstellung abgebrochen. Die Leute wurden aufgefordert, nach Hause zu gehen und die Schutzräume aufzusuchen. Für uns Jungen war das fast alltäglich und wir ließen es langsam angehen, versuchten sogar, den Vorführer zu überreden, uns den Film fertig zu zeigen. Der hatte aber seine Vorschriften und ließ sich auf unser Bitten nicht ein.

Da die städtische Halle an die ausgelagerte Stuttgarter Firma Hahn u. Kolb vermietet war, wurden die Filme in der Turnhalle des Internats im oberen Teil der Stadt gezeigt.

Als wir im Freien waren und bei guter Sicht durch den Torturm blickten, konnten wir das ganze Ausmaß der Bombardierung erkennen.

Bombardierungen wurden immer nach den gleichen Methoden vorgenommen. Zuerst fielen Sprengbomben. Sie fegten die Ziegel von den Dächern. Die dann geworfenen Brandbomben hatten so den Weg ins Innere der Häuser frei und die danach eingesetzten Phosphorbomben verwandelten die Stadt in ein einziges Flammenmeer. Selbst in unserer Stadt, und wir waren immerhin 35 km von Pforzheim entfernt, war der Himmel glutrot. Wir ahnten, dass aus diesem Inferno kaum jemand lebend herauskommen konnte. Der hier vorherrschende Westwind brachte nach kurzer Zeit Brandgeruch mit.

Angriffe auf Stuttgart hatten wir viele erlebt, und irgendwie waren sie durch Stuttgarts große Rüstungsbetriebe wie Daimler Benz, Bosch und viele weitere sogar verständlich. Diese Betriebe trugen auch bei eingeschränkter Produktion dazu bei, dass das Militär die zur Verteidigung notwendigen Geräte, Autos und Ersatzteile zur Verfügung hatte.

Pforzheim hatte keine Rüstungsbetriebe und deshalb kaum Flakabwehr, die zu der damaligen Zeit aus 16jährigen Gymnasiasten bestand. Entsprechend waren die Zerstörungen in der Innen-

stadt, die praktisch vollkommen dem Erdboden gleichgemacht wurde. Tote gab es massenweise. Bei uns in der Straße wohnte ein alter Mann, der aus Angst vor Fliegerangriffen aufs Land zur Verwandtschaft gezogen war. Er war jahrzehntelang in der Schmuckindustrie als Vertreter im Ausland tätig gewesen. Er behauptete, hinter dem Angriff stecke die internationale Schmuckindustrie. Ihr sei Pforzheim mit seinen kreativen Produkten schon immer ein Dorn im Auge gewesen. Wir dachten, der alte Mann rede Blödsinn. Dass aber eine Stadt ohne militärische Bedeutung kurz vor Kriegsende in dieser Weise vernichtet wurde, war auch nicht zu verstehen.

Der Angriff auf Pforzheim mit seinen fürchterlichen Folgen und der Tod von tausenden von Menschen ging mir unter die Haut wie nichts zuvor. Wirkten die Nähe oder der glutrote Himmel so sehr? Die Angriffe auf Stuttgart waren genauso nah, aber der Himmel färbte sich so rot nicht. Auf jeden Fall wachte ich gegen Morgen schweißgebadet auf. Ich hatte geträumt, mich in einem brennenden Haus zu befinden. Das Feuer fraß sich immer mehr durch und ich hatte keine Möglichkeit wegzulaufen, da wachte ich auf.

Meine ersten Gedanken waren: Wie können Menschen in dieser Weise abstumpfen und sich gegenseitig so etwas antun?

Besitzen diejenigen, die dafür verantwortlich sind, ein Gewissen? Ich dachte an die Männer des 20. Juli und fing langsam an zu begreifen.

Fliegerangriff aufs Zügle

In Markgröningen gab es eine Seidenstoffweberei. Die Fabrik gehörte einem Schweizer Staatsbürger. Wegen der Luftangriffe ließ er gut sichtbar auf dem Dach das Schweizer Hoheitszeichen anbringen. Es war nichts als Tarnung, denn die Webstühle wurden nach Stuttgart ausgelagert, um für zwei Rüstungsbetriebe Platz zu schaffen. Die Firma Fortuna stellte Kugellager her und die Firma Kosteletzky produzierte nach einem Patent Fallschirme, die es ermöglichten, aus niedriger Höhe abzuspringen, was für die Elitetruppe der Fallschirmjäger im Einsatz große Vorteile bringen konnte.

Die Mitarbeiterinnen dieses letzteren Betriebs kamen überwiegend vom Stammwerk aus Stuttgart. Den Weg zum Arbeitsplatz in Markgröningen legten sie mit dem Zug zurück. Das ging so lange gut, bis die Jabos die entsprechenden Verkehrsbewegungen, den abendlichen Fußgängerstrom von der Fabrik zum Bahnhof, erkannt und entsprechend gedeutet hatten.

Sieben Jagdbomber griffen das Zügle unweit der Stadt an. Ihr Leitwerk war rot bemalt, weshalb wir sie Rotschwänzchen nannten. Sie feuerten ihre Salven auf den wehrlosen Zug, der vom Zugführer noch gestoppt werden konnte. Es half den Frauen wenig. Ob sie absprangen oder im Zug getroffen wurden, war gleichgültig. Die Jagdbomber flogen sieben Angriffe. War der letzte drüber hinweg, befand sich der erste schon wieder im Anflug. Auch Bomben kamen zum Abwurf. Der vollbesetzte Zug wurde schwer getroffen. Nur drei Menschen blieben unverwundet.

Der Angriff war mit so viel Lärm verbunden, dass sich auch unter den Menschen in der Stadt heftige Angst ausbreitete. Erst als nichts mehr zu hören war, strömten sie hinaus. Ich war als einer der ersten am Ort des Geschehens. Der bot ein Bild des Grauens. Überall lagen Tote oder Schwerverwundete, vorwiegend waren es Frauen. Teilweise hatten sie sich in der Todesangst aneinander festgehalten.

Kein Bewohner der Stadt war unter den Toten; dies mag der Grund dafür gewesen sein, dass sich zwar Schrecken verbreitete aber keine Trauer aus direkter Betroffenheit.

Als eine Ironie des Schicksals könnte man bezeichnen, dass nach dem Krieg einer der beteiligten Piloten eine Liaison mit einer in Markgröningen wohnenden hübschen Rheinländerin einging. Sie hatte als Chefin der Kantine der beiden ausgelagerten Werke in der vormaligen Seidenstoffweberei gearbeitet und von den Toten und Verwundeten des Angriffs viele gekannt. Der Bomberpilot selbst wurde von denen, die ihn kennen lernten, als höflich und korrekt bezeichnet.

Einmarsch der Franzosen

Die Nacht, in welcher der Ortsgruppenleiter an unsere Kellertreppe geklopft hatte, war für mich keine gute Nacht. Ich konnte nicht einschlafen, deshalb stand ich bald auf und trank meinen Kaffee. Es war kein Kaffee, sondern Kaffeeersatz, im Volksmund „Muckefuck“ genannt, der in Ludwigsburg von der Firma Franck-Kathreiner hergestellt wurde. Dann erledigte ich meine erste Aufgabe, nämlich die Überprüfung des Hochbehälters. Es war genügend Wasser da. Mein Vater war im Wasserwerk, alles schien in Ordnung zu sein.

Meine Mutter schickte meine Schwester in die Mühle. Vater hatte bei einem Bauern die Wasserleitung repariert und dafür einen Stumpen Weizen erhalten, den sollte sie in Mehl umtauschen. Sie ging nicht gerne, da sie keinen Mahlschein hatte, deshalb wusste sie schon wie das ablaufen würde: Der Müller würde schimpfen und sagen, ohne Mahlschein dürfe er das nicht machen und nach ihrem Namen fragen. Weil er meinen Vater gut kennt, wird er dann dem Tausch unter lautem Schimpfen zustimmen.

Dass es zu dem nicht kam, konnte meine Schwester beobachten. Als sie an der Steige um die Kurve sah, entdeckte sie an der Vaihinger Straße einen Trupp Soldaten, der sich am Rande der Straße auf die Stadt zu bewegte. Auch aus ziemlicher Entfernung konnte sie erkennen, dass es keine deutschen Soldaten waren, also musste es der Feind sein. Zu diesem Zeitpunkt war das Wort „Feind“ noch richtig. Sie drehte mit ihrem Handwagen um, und ging so schnell wie sie konnte wieder Richtung Stadt. Sie warnte noch eine Bäuerin, die offenbar auf ihren Acker wollte. Gemeinsam gingen sie zurück und verständigten die paar Leute, die sie auf der Straße trafen. So konnten sie noch schnell in ihrem Haus verschwinden.

Nach ca. 20 Minuten war der Trupp am Ortseingang angelangt und begann, die Stadt einzunehmen. Die deutschen Soldaten hatten sich aus der Stadt zurückgezogen und so konnten die Franzosen kampfflos Straße um Straße übernehmen. Das erste was wir dann sahen war, dass die zwangsverpflichteten Fremdarbeiterinnen, zum größten Teil Polinnen, die in der Landwirtschaft eingesetzt waren, das Kaufhaus Pehe plünderten. Pehe war in der Partei und hatte eine Uniform, die er bei Veranstaltungen auch trug. Dies wussten die Fremdarbeiterinnen und glaubten einen typischen Repräsentanten des Staates in der Person von Pehe vor sich zu haben. Sie fühlten sich im Recht. Das Geschäft galt zu jener Zeit für Markgröningen, Schwieberdingen, Unterriexingen und Möglingen als das Einkaufszentrum. Vom Hering bis zur Kleidung wurde alles verkauft.

Durch die lange Kriegszeit war zwar nicht mehr alles da, aber was die Fremdarbeiterinnen brauchen konnten, fanden sie noch immer. Der Laden war ein Familienbetrieb. Alle mussten wehrlos zusehen, wie die Regale und das Lager geleert wurden.

Dann fuhr ein Lautsprecherwagen durch die Stadt, der die Leute aufforderte, Fenster und Läden zu schließen und nicht mehr aus dem Hause zu gehen. Nachmittags kam er nochmals und verkündete, dass alle Gewehre und Schusswaffen auf dem Rathaus abzuliefern seien. Jeder Deutsche, der mit einer Schusswaffe angetroffen werde, könne erschossen werden. Mein

Vater hatte einen 7,5 mm Revolver erhalten. Den hatte er bekommen, um auf der Suche nach ausgebrochenen Kriegsgefangenen mitzuhelfen. Diese waren natürlich nicht so dumm, sich auf öffentlichen Straßen und Wegen zu bewegen, somit war der Erfolg stets gleich null. Wenn unter den Kontrolleuren ein Wengerter war, kam die Gruppe öfter mal angeheitert nach Hause, dann schimpfte meine Mutter. Gott sei Dank waren Einsätze dieser Art selten.

Mein Vater beauftragte mich, den Revolver gegen eine schriftliche Bestätigung abzugeben. Er selbst hatte Angst, weil er bei der Partei war. Aber niemand gab mir die Bescheinigung. Ein mir bekannter Franzose versprach mir schließlich, die Abgabe zu bestätigen, ich könne mich auf ihn berufen. Das beruhigte meinen Vater.

Der gute Kontakt, den es in Markgröningen zwischen französischen Kriegsgefangenen und den Einheimischen gegeben hatte, wirkte sich aus. Man hatte erfahren, dass respektvolles Zusammenleben Gutes bewirkt.

Das neben unserem Haus stehende Gasthaus „Ochsen“ beschlagnahmten und besetzten die Franzosen. Da sofort Posten aufgestellt wurden, konnte die Wirtsfrau von ihrem Hausrat auf normalem Wege nichts mehr retten. Aber dann funktionierte die Nachbarschaftshilfe. Der Durchgang im Keller und zwei gegenüberliegende Fenster auf der Bühne ermöglichten es, wertvolle Gegenstände wie Bettwäsche und Besteck in unser Haus auszulagern. Man wusste ja nicht, was die Soldaten mit den Sachen machen und wie lange sie den Gasthof in Beschlag nehmen würden. Die Nachbarschaft mit den Franzosen, die in der großen Küche ihre Kantine eingerichtet hatten, brachte uns so manchen Vorteil. Wenn etwas übrig war vom Essen - es reichte vom Weißbrot über Fleisch und Konservendosen bis zur Schokolade - fanden wir dies am Tor vor, das unseren Hof vom Hof des Gasthofes trennte. Der Koch war besonders spendabel, wenn meine 18-jährige Schwester im Hof war. Meine Mutter passte immer höllisch auf und warnte sie vor den Soldaten und überhaupt vor Männern.

Als die französischen Soldaten nach etwa zwei Monaten auszogen, bedauerten wir dies sehr.

Die Nachbarin

Zum Schluss meiner Jugenderinnerungen will ich erzählen, wie ein neues Kapitel in meinem Leben zwischen Kindheit und Erwachsensein aufgeschlagen wurde. Ich spürte zum ersten Mal, dass es zwischen Mann und Frau etwas gibt, was unerklärbar ist, etwas Größeres, Magisches. Ich war 15 Jahr alt. Im Haus neben uns wohnte eine junge Frau von ca. 30 Jahren mit ihrem Mann in der Dachwohnung. Sie kamen aus Bayern. Er war von der Eisenbahn nach Stuttgart versetzt worden, wo ihn eine hohe Stelle erwartete. Sie zogen in unsere Kleinstadt und waren ein hübsches junges Paar, beide berufstätig. Ihn sah man seltener, weil er seine neue Aufgabe sehr ernst nahm und dafür viel von seiner Freizeit opferte, trotzdem waren sie als Nachbarn gern gesehen.

Der Krieg machte auch vor diesem Paar nicht halt. Etwa ein Jahr nach Kriegsbeginn wurde seine Stelle durch eine Frau besetzt und er zum Militär eingezogen. Von dieser Zeit an ging eine Veränderung in der Frau vor. Sie war ernster als zuvor, man sah sie kaum noch lachen. Zurück nach Bayern zu ihrem Bekanntenkreis konnte sie nicht mehr. Im Betrieb der Firma Bosch war sie wegen ihrer Zuverlässigkeit Vorarbeiterin geworden. Als Mitarbeiterin mit viel technischem Verständnis wurde sie dienstverpflichtet. Jetzt konnte es keine Veränderung mehr geben. Anfangs fuhr sie gelegentlich übers Wochenende heim, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen, die sie in Bayern von ihrer Verwandtschaft eher bekommen konnte als in Markgröningen, wo sie kaum jemand kannte.

Die Arbeitszeiten waren lang, denn auch am Samstag wurde gearbeitet. Dazu kamen die Fahrten zur Firma hin und zurück. Deshalb wurden ihre Heimfahrten nach Bayern immer seltener. Ich bewunderte diese Frau. Ob sie vom Land oder von der Großstadt kam wusste ich nicht. Doch war die Art, wie sie sich kleidete und wie sie ihre Kleidung trug, immer einen Tick eleganter als bei den anderen Frauen. Sie gehörte zu der Luftschutzgemeinschaft, die in unserem Keller Schutz suchte. Da es fast jeden dritten Tag Fliegeralarm gab, war sie, wenn sie keine Nachtschicht hatte, oft bei uns im Keller.

Mit meinen 15 Jahren wusste ich noch nicht so recht, ob man ein Mädels, wenn sie es duldete, an den Zöpfen zog oder in den Arm nahm. Doch ahnte ich schon, dass Letzteres die angenehmere Art war. Man schrieb 1945 und es gab praktisch keine deutsche Luftwaffe mehr. Die feindlichen Jagdbomber tummelten sich nach Belieben am Himmel über uns. Sie kamen meistens schon morgens gegen zehn Uhr und schossen ohne Rücksicht auf alles, was sich bewegte. Sie schossen auf Bauern oder Bäuerinnen mit ihren Tieren, meist Ochsen, denn Pferde gab es nicht mehr viele. Die helle Haut der Tiere war von oben gut sichtbar. Meistens trafen die Piloten nicht direkt, lösten aber bei den Frauen und den Tieren erhebliche Panik aus.

In der Stadt wurden Personen zum Ziel der Jabos, wie wir sie zwischenzeitlich nannten. Einmal schoss ein Jabo ganze Salven Leuchtmunition auf eine Menschengruppe. Umstehende Häuser wurden getroffen und eine Scheune und ein Wohnhaus brannten im Dachstock völlig aus. Die Bevölkerung wurde aufgerufen, Kleider, die man nicht brauchte, im Keller zu deponieren, um sie vor Brand zu schützen.

Die Nachbarin fragte meine Mutter, ob sie auch ein Paket Kleider in unserem Keller lagern dürfe, was meine Mutter natürlich bejahte. Sie bot ihr sogar eine Truhe an, die bei uns auf der Bühne stand. Die Frauen trugen die Truhe von unserer Bühne in die Wohnung der Frau, damit diese dort eine Auslese unter ihren Kleidern treffen konnte. Der Transport in den Keller sollte am anderen Abend stattfinden. Meine Mutter, die nicht wusste, ob sie die volle Truhe tragen konnte, beauftragte mich mit der Mithilfe. Diesen Auftrag erfüllte ich gerne, denn die Nachbarin war für mich ja etwas Besonderes, etwas Geheimnisvolles.

Ich wusste, wann sie Feierabend hatte, wartete ab und ging dann zu ihr. Die Glocke, eine einfache Klingel, die man wie beim Fahrrad drehen musste, erklang und sie öffnete die Wohnungstür. Sie war gerade beim Einpacken. Obenauf lagen ihre Dirndl aus der bayerischen Heimat. Sie erinnerten an bessere Zeiten, als sie mit ihrem Mann die vielen Trachtenfeste besuchte, die in ihrem Land gefeiert wurden. In ihrem Gesicht sah man, dass sie geweint hatte. Aus dem Radio erklang das Lied „Vor der Kaserne vor dem großen Tor“, gesungen von Lale Andersen, ein Kultgesang, der jeden Abend um die gleiche Zeit vom Soldatensender ausgestrahlt wurde. Ich glaube, dass niemals in der Radiogeschichte ein Lied gesendet wurde, das bei Hörern mehr Hoffnung und Trauer ausgelöst hat. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Ihr Mann war im Sommer gefallen. Alles, was sie in Tränen und Sehnsucht an Weihnachten und Neujahr, wo sie zum ersten Mal in ihrem Leben allein war, durchlebt hatte, brach aus ihr hervor.

Ich war jung, aber der einzige Mensch, der da war. Sie kam auf mich zu, nahm mich in den Arm und drückte mich, wie ich noch nie von einer Frau, zudem von einer so schönen und reifen, gedrückt wurde. Ein Gefühl, wie ich es noch nie erlebt hatte, überkam mich. Nachdem sie sich richtig ausgeweint hatte, trennte sie sich von mir, entschuldigte sich und sagte: „Das wirst du in deinem Alter noch nicht verstehen, aber ich konnte nicht anders. Deine Anwesenheit hat mir ein wenig Trost und das Gefühl gegeben, nicht ganz allein zu sein, dafür danke ich dir“. Das machte mich mächtig stolz. Ich legte meine Arme um sie, der Körperkontakt wurde noch enger, und ich dachte an die Strophe des Kultlieds: „Unsere beiden Schatten sah'n wie einer aus, dass wir so lieb uns hatten, das sah man gleich daraus“. So standen wir da, Wangen

an Wange und ich wünschte mir, dieser Augenblick möge nicht vergehen. Das Gefühl der Vertrautheit und Geborgenheit kam hoch. Dann besannen wir uns auf unsere Aufgabe, die Truhe in den Keller zu tragen. Als wir sie dort abstellten, blickten wir uns nur in die Augen, dann ging sie in ihre Wohnung zurück.

An diesem Tag war ein ganz anderes Verhältnis zwischen uns entstanden. Vorher hatten wir einander begrüßt, wie es auf dem Land üblich ist, jetzt aber sprachen wir miteinander, wenn wir uns auf der Straße sahen, auch wenn es nur ein paar Worte waren. Als die Front unsere Stadt erreicht hatte, lebten wir teilweise im Keller. Geschlafen wurde nur noch dort, und wir suchten die Nähe zueinander.

Wenn ich mir im Radio ein Lied wünschen dürfte, wäre es bis heute noch das Lied „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor“. So sehr hat diese Frau mich beeindruckt. Als der Krieg zu Ende war, ging sie in ihre bayerische Heimat zurück. Gesehen habe ich sie nie mehr, aber die Erinnerung, die zu den schönsten meiner Jugendzeit gehört, ist geblieben.

Eine amerikanische Razzia

Die Alliierten hatten die Aufteilung der Zonen endgültig beschlossen. Wir waren von den Franzosen eingenommen, aber dann den Amis zugeschlagen worden. Man war froh darüber. Die Russen sonderten sich mit ihrer Besatzungszone rasch ab und erließen eigene Gesetze und Vorschriften. Die Franzosen im Süden, die Amis im mittleren Teil und die Engländer im nördlichen Teil, die drei westlichen Besatzungsmächte im Rest des ehemaligen Großdeutschland also, stellten ihre Bereiche unter ziemlich gleichartige Vorschriften. Deshalb wurde auch das Wort Trizone erfunden. Ein Karnevalsschlagler begann mit den Worten: „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“. Er wurde zum Hit und machte das Wort bekannt.

Eine erste Aktion der Amis bei uns war eine Razzia, durch welche Waffen und Kriegsmaterial aufgespürt und sichergestellt werden sollte. Morgens gegen 5 Uhr wurden wir durch Lautsprecherwagen geweckt und aufgefordert, uns vor die Häuser zu setzen. Auf der Straße waren in bestimmten Abständen Soldaten postiert, die das Ganze überwachten. Meist von Offizieren wurden die Häuser durchsucht. Der Hausbesitzer hatte mitzugehen und sämtliche Wohnungen und Räume aufzuschließen. Ich glaube, dass sie außer ein paar Fahnen, die noch nicht zu Taschentüchern umgearbeitet worden waren, nichts gefunden haben. Für eine gründliche Untersuchung war die Zeit viel zu kurz.

Eine kleine Episode, die sich während der Razzia zutrug, ist mir wichtig. Uns gegenüber wohnte eine junge Frau, die hatte ein Baby. So gegen 7 Uhr fing das Baby lauthals zu weinen an, es hatte Hunger. Die Mutter wollte das Kind nicht vor den vielen Leuten auf der Straße stillen. Was tun? Niemand durfte ins Haus zurück. Keiner war da, der Englisch konnte. Wir holten den Posten her, und mit Händen und Füßen machten wir ihm klar, was die Frau wollte. Nach einiger Zeit verstand er, um was es hier ging. Er rief seinen Kollegen herbei. Sie verständigten sich, und der Posten platzierte sich in der Mitte, so dass er sowohl seine Strecke, wie auch die des Kameraden einigermaßen überblicken konnte. Unser Posten ging auf die junge Frau und das Baby zu. Die Mutter hatte das Kind gut eingepackt, nahm es auf ihren Arm, weil es ja weinte, und streichelte es zärtlich über das kleine Gesicht. Dann gingen sie zusammen in die Wohnung der Frau, und dort wurde das Baby versorgt. Nach einer Weile kamen die drei wieder heraus, das Baby weinte nicht mehr. Der Ami übergab der Mutter das Kind und sah nach, dass es nicht froh. Er streichelte es nochmals und ging lächelnd auf seinen Platz in der Mitte der Straße zurück. Wir hatten alles beobachtet, und von nun an war es unser Ami. Wenn

der in eine lebensgefährliche Situation gekommen wäre, jeder von uns hätte ihm geholfen. Er, der Eroberer, der damals fast Allmächtige, hatte sich als ein Mensch gezeigt, der fast traurig war, als er der Mutter das Kind zurückgab.

Aus diesem Beispiel ist zu ersehen, dass nicht die Nationalität entscheidend ist, sondern die Art, wie Menschen miteinander umgehen. Der Amerikaner hätte mit der Frau in die Wohnung gehen können, um sie zu überwachen. Dann wäre er der unter einer Pflicht stehende Soldat gewesen. Als Mensch aber streichelte er das Baby, versuchte, es zu beruhigen, nahm es der Mutter ab und trug es ins Haus. Seine Handlungsweise entspannte die Atmosphäre spürbar und wir vergaßen fast, dass man uns um 5 Uhr früh aus dem Bett geworfen hatte.

Jeder von uns kann menschlich handeln oder zuallererst und immer nur die Pflicht sehen!

Vom Fräuleinwunder

Vergewaltigungen, wie sie im Osten häufig vorkamen, gab es im Westen kaum. Die Führung der einmarschierenden westlichen Truppen stellte das unter scharfe Strafen. Zudem war das Verhältnis zwischen der Bevölkerung und der Truppe hier nicht so sehr von Angst und Hass erfüllt, und es gab genügend Kontakte zwischen den Geschlechtern. Die Soldaten waren ja schließlich jung. Die Frauen, die sich der „Völkerverständigung“ widmeten, würde ich in drei Gruppen einstufen. Da waren die „leichten Mädchen“, die in die Städte einfielen, wo Soldaten stationiert waren. Für sie herrschten dort paradiesische Zustände. Es gab jede Menge junger Männer, unter denen man auswählen konnte. Bald hatten diese Damen ihren Spitznamen weg. Man nannte sie Veronikas. Arme Mädchen, die Veronika getauft waren!

Nun zur zweiten Gruppe. Die amerikanischen Soldaten, GI genannt, waren eitel und legten Wert auf gepflegte Wäsche. Ihre Hemden hatten auf dem Rücken drei Bügelfalten, und jeder wollte das am besten gebügelte Hemd haben. Jene, die ein nach Hausfrauenart gepflegtes Hemd trugen, waren im Vorteil. Die Soldaten zahlten gut, und dazu gab es ein Geschenk in Form von Weißbrot oder Schokolade.

In der Nachbarschaft wohnte so eine „bügelnde“ Frau. Sie war ledig, und jene, die ihr Haus beobachten konnten, fühlten sich verpflichtet, die Moral der Frau zu überwachen. Ob dabei die Tugend oder der Neid die Antriebsfeder war, weiß ich nicht. Ich denke eher das Letztere. Auf jeden Fall behaupteten die lieben Nachbarn, dass die Zeit, die der GI im Haus der Frau verbrachte, ausgereicht hätte, um die Wäsche von 20 Personen abzuholen.

In die dritte Gruppe stelle ich jene Frauen, deren Beziehungen nicht auf gelegentliche Abenteuer abzielten. Auch sie wurden vielfach als Ami-Liebchen abgestempelt, oft auch dann noch, wenn tiefe menschliche Verbindungen zur Hochzeit und zur Ausreise führten. Es waren jene Frauen, wegen deren Tüchtigkeit und oft auch gutem Aussehen in Amerika vom Fräuleinwunder gesprochen wurde. Das hohe Ansehen, das sie genossen, war verdient.

Man sollte – damals wie heute – sich vor Vorurteilen hüten und immer gut hinsehen, bevor man über die lieben Nächsten ein Urteil fällt.

Ein fragwürdiger Sabotageakt

Nach dem verlorenen Krieg gehörte Markgröningen zunächst zum französischen Besatzungsgebiet. Die Sieger schickten eine Delegation von Ingenieuren in die ehemalige Seidenstoffweberei. Mit Kreuzen aus Kreide wurden die Maschinen gekennzeichnet, die für die Demontage geeignet

erschieden. Zum Abbau und Fertigmachen für den Abtransport benötigten sie Leute. Eine Gruppe ehemaliger Hitlerjungen, zu der auch ich gehörte, wurde zu dieser Arbeit befohlen.

Es war sehr schwierig, die schweren Maschinen ohne Rampe auf die Transportfahrzeuge zu schaffen. Einem Franzosen ging es nicht schnell genug. Er schimpfte mit uns. Zwar verstanden wir kein Wort, ärgerten uns aber trotzdem.

Wir sann auf Rache. Einer von uns kam auf die Idee, die Kreuze von einigen der ziemlich öligen Maschinen abzuwischen. Allerdings durften wir nicht übertreiben, die Gefahr der Entdeckung wäre sonst zu groß gewesen. Immerhin gelang es uns, vier Maschinen der Demontage zu entziehen. Hatten wir der betroffenen Firma einen guten Dienst erwiesen? Einige Experten waren später der Meinung, das Wirtschaftswunder sei auch darauf zurückzuführen gewesen, dass die Firmen genötigt waren, neue moderne Maschinen zu beschaffen. Sie konnten damit einen bedeutenden wirtschaftlichen Vorteil erlangen.

Der Schweizer Fabrikant, dessen Webstühle in Stuttgart ausgebombt wurden, holte die unbrauchbaren Maschinen zurück, stellte einige tüchtige Mechaniker ein und ließ aus vier ramponierten Webstühlen drei funktionierende bauen.

Der wirtschaftliche Schaden des Schweizer Unternehmers war beträchtlich. Er verzichtete auf das Einklagen mit dem Argument, von einem solchen Staat wolle er kein Geld.

Dies fiel ihm auch deshalb leicht, weil er in der Schweiz ein großes Vermögen hatte. Schwarze Zahlen allerdings vermochte er in Markgröningen nicht mehr zu erwirtschaften. Die weltweite Entwicklung auf dem Textilsektor trug mit dazu bei, und der Erbe des Fabrikanten verkaufte das Werk an die Firma Mahle, eine Weltfirma der Kolbenherstellung.

Ein entsetzliches Verbrechen

Ich muss erzählen, was in unserer Stadt nach dem Krieg zum schlimmsten Ereignis wurde. Unmittelbar nach Kriegsende bildeten sich aus den Kreisen ausländischer Zwangsarbeiter, die während des Krieges meistens in der Landwirtschaft arbeiten mussten, gefährliche Banden. Ihre Mitglieder nahmen für sich einen Zwischenstatus in Anspruch. Sie zählten nicht eindeutig zu den Siegern, fühlten sich aber unrecht behandelt und glaubten, sich rächen zu müssen, obwohl die wenigsten dazu einen Grund hatten.

Für ihre Überfälle suchten sie sich meist einzeln stehende Anwesen aus. Bei uns traf es die Spitalmühle. Ein Bandenmitglied, ein junger Pole, war ortskundig, weil er dort für kurze Zeit gearbeitet hatte. Ihm war auch bekannt, dass es in der Mühle zumindest Lebensmittel, Mehl, Fleisch usw. zu holen gab. In der Not der Nachkriegszeit waren dies gefragte Güter.

Zur Tatzeit im Hause anwesend waren der Müller, seine Frau und drei Kinder. Das vierte Kind, eine Tochter, befand sich in einer kirchlichen Freizeit. Die Familie und der Mahlknecht wurden in den Keller getrieben, um dort eingeschlossen zu werden. Ein Bekannter konnte sich auf der Bühne verstecken. Nun passierte etwas Verhängnisvolles. Der zehnjährige Sohn des Müllers erkannte den jungen Polen und rief. „Wassil, das ist nicht recht, was du da machst!“ Der Angesprochene sagte zu seinen Komplizen: „Er hat mich erkannt.“

Weil die amerikanischen Besatzungsbehörden das Bandenunwesen scharf bekämpften, bedeutete dieser Vorgang für die Bande ein hohes Risiko. Sie sagten sich: „Wir müssen alle töten, wenn unsere Tat verborgen bleiben soll.“ Die im Keller Eingeschlossenen wurden erschossen. Im Nachhinein ist schnell gesagt, dass es besser gewesen wäre, der 10-Jährige hätte geschwiegen. Wie aber hätte das Kind ahnen können, dass sein Ausruf zum Todesurteil für sechs Menschen werden würde!

Jahre später erst fand ein Prozess gegen alle beteiligten Bandenmitglieder statt. Der Vorgang erfuhr lückenlose Aufklärung, und die Täter wurden bestraft.

Ein Verbrechen, in chaotischer Zeit von Angehörigen unterschiedlicher Völker begangen, wurde trotz schwierigster Umstände gesühnt. Dies macht die Tat nicht ungeschehen, mag aber als Beweis dafür gelten, dass es das perfekte Verbrechen so gut wie nie gibt.

Wasserversorgungsprobleme während der Besetzung durch Franzosen

Nach ihrem Einmarsch im April 1945 verfügten die Franzosen eine Ausgangssperre. Zwischen 21 Uhr und 6 Uhr durfte sich kein Deutscher auf der Straße aufhalten. Für meinen Vater als Wasserwärter bedeutete dies, dass er für seine Arbeit im Wasserwerk nicht mehr genügend Zeit hatte. Als dann in der Internatsschule, wo sich die Franzosen einquartiert hatten, beim Zurückstoßen eines Militärlastwagens ein großer Überflurhydrant zu Schaden kam, lief das Wasser im hohen Bogen davon. Die Folge war, dass am anderen Morgen aus den Wasserhähnen in der Stadt kein Tropfen mehr floss. Der französische Kommandant, der zunächst an Sabotage glaubte, ließ meinen Vater auf das Rathaus kommen. Nachdem der Sachverhalt geklärt war, fragte mein Vater den Kommandanten, der ihm Vorwürfe gemacht hatte, wie er den Vorfall denn hätte verhindern sollen, wo er zum Abstellen des Wassers doch sein Haus nicht hatte verlassen dürfen. Darüber hinaus brachte mein Vater vor, er sei nicht mobil genug, um beide Standorte in der zur Verfügung stehenden Zeit kontrollieren zu können. Das überzeugte den Kommandanten. Er ließ uns Passierscheine ausstellen. Jetzt hatten wir das Recht, uns 24 Stunden am Tag auf der Markgröninger Markung zu bewegen.

Um unsere Mobilität zu gewährleisten wurden wir in den Raum geführt, der als Aufbewahrungsort für eingezogene Fahrräder diente. Wir suchten uns die beiden besten aus. Es war ein Fehler, wie sich rasch herausstellen sollte. Keine zwei Tage waren wir mit den Fahrrädern unterwegs, als sie uns von einigen Franzosen weggenommen wurden. Mein Vater wollte sein Rad nicht hergeben. Mit Schlägen auf den Kopf wurde er darüber belehrt, wer nun in der Stadt das Sagen hatte. Wir durften uns zwei andere Räder aussuchen, vermieden aber jetzt den Fehler, die besten zu nehmen. Doch half auch diese Vorsicht nichts. Erneut wurden uns die Räder weggenommen. Letztlich waren keine tauglichen Räder mehr da. Uns blieb nichts anderes übrig, als aus dem vorhandenen Rest etwas zusammenzubasteln, was einigermaßen fahrtauglich war. So konnten wir unserem Geschäft im Wasserwerk mehr oder weniger geordnet wieder nachkommen.

Deutsches Know-how

Ich bin heute überzeugter Europäer. Wenn ich aber an das letzte Kriegsjahr mit der Erfindung der V-Waffen (das V stand für Vergeltung) zurückdenke, erfüllt mich dies mit Stolz.

Die V1 war der erste Marschflugkörper, der unbemannt feindliche Ziele anflug und zerstörte. Die V2, mit völlig neuer Technik ausgestattet, erreichte Höhen außerhalb der Atmosphäre. Die Bedeutung dieser Erfindung war sensationell, wurde damals aber in der Öffentlichkeit nicht erkannt, nur Fachleute konnten sie einschätzen. Es war praktisch der Einstieg in das Weltraumzeitalter. Der Vorsprung den anderen gegenüber wurde von deutschen Wissenschaftlern und Ingenieuren erreicht. Sie waren nicht nur an der Waffentechnik interessiert an der sie momentan arbeiteten, sondern an Visionen, die auf die Weltraumfahrt ausgerichtet waren. Nach dem Krieg, als aufbauend auf deutschem Know-how, der Wettkampf zwischen

Ost und West begann, waren beide Seiten an deutschen Ingenieuren und Fachleuten interessiert. Die Amerikaner bemächtigten sich führender Fachleute, darunter Wernher von Braun, den Kopf der Raketenentwicklung.

Wie hoch der Stellenwert dieser Leute war, konnte ich anhand eines Beispiels in meiner eigenen Verwandtschaft erfahren. Nach einer Bombennacht in Stuttgart stand abends die Nichte meines Vaters mit ihren drei Kindern vor der Tür. Sie waren ausgebombt worden und hatten nichts mehr als ihre Kleider auf dem Leib. Selbstverständlich nahmen wir sie auf, mussten aber umorganisieren. Mein Zimmer war das größte und daher am besten geeignet, die junge Familie unterzubringen. Ich packte meine Kleider und zog zur Verwandtschaft, die ein paar Häuser weiter weg wohnte. So reagierte man damals ohne viel Geschrei und Tam Tam. Alle mussten sich einschränken. Deren Sohn war zum Militär eingezogen worden. In dem Zimmer standen zwei Betten, eines davon war leer, in dem anderen Bett schlief der Kriegsgefangene, für den diesbezüglich eine Ausnahmegenehmigung erreicht worden war, und so die lästige Überwachung beim abendlichen Gang zum Lager entfiel.

Der Franzose war erstaunt, als ich abends mit meinen Kleidern erschien. Meine Tante erklärte ihm alles. Das Zimmer war groß und daher gab es keine Probleme. Für mich war der Kriegsgefangene ein ordentlicher Zimmergenosse, der alle seine Sachen korrekt und sauber aufbewahrte. Deshalb blieb mir nichts anderes übrig, als es ihm nachzumachen. So hatte die Einquartierung auch einen erzieherischen Erfolg, der sogar meiner Mutter nach meiner Rückkehr aufgefallen ist. Wir kamen trotz des Altersunterschiedes gut miteinander aus. Er weckte mich jeden Morgen, so dass ich immer rechtzeitig zur Schule kam. Wir wurden echte Freunde. Das Zusammenleben mit dem Franzosen war ein weiterer Baustein beim Abbau von Vorurteilen gegenüber anderen Völkern. Als der Krieg zu Ende war und der Kriegsgefangene in seine französische Heimat zurückkehrte, hatte ich das Zimmer allein; mein Vetter war in englische Gefangenschaft geraten und noch in England inhaftiert.

Die Nichte wusste nicht, wo sich ihr Mann, der Oberfeldwebel war, aufhielt. Von Bedeutung war auch, dass er von Beruf Industriemeister war. Die Adresse war mit Nummer und nicht mit Ortsnamen versehen. Die Briefe, die sie ihm schrieb, kamen immer und sogar recht schnell an. Aber irgendwie war das doch komisch. Des Rätsels Lösung erfuhren wir ungefähr $\frac{3}{4}$ Jahr nach Kriegsende. Da fuhr ein Militärlastwagen vor, besetzt mit zwei Amis. Ein PW, also ein Kriegsgefangener, sprang aus dem Auto. Meine Nichte, seine Frau, die inzwischen auch vors Haus getreten war, tat einen Schrei, und sie fielen sich in die Arme.

Um die Wiedersehensfreude nicht zu stören, sahen wir weg, aber das, was wir sahen, verblüffte uns doch. Zu der Zeit kamen ab und zu Gefangene heim, da waren die Männer mager im Gesicht, die Uniformen dreckig und zerschlissen. Anders unser PW. Er war gut genährt und erstklassig mit einer amerikanischen Uniform bekleidet, auf der nur die Aufschrift PW störte. Dann kamen wir aus dem Staunen nicht mehr heraus. Alle stiegen auf den Laster und luden sechs prall gefüllte amerikanische Seesäcke ab. Die Säcke maßen immerhin 1,60 m in der Höhe und 60 bis 70 cm im Durchmesser. Da war alles drin, vom Proviant über Bekleidung, alles was man sich nur denken kann. Vom Brot musste sie uns abgeben, sonst wäre es hart geworden. Corned Beef und Fleischkonserven versprachen lange Haltbarkeit. Bei uns war das alles ja noch rationiert.

Zugegeben, der Rückkehrer hatte großes Glück, aber ohne seine Ausbildung und sein Können wäre er nicht auf einen lukrativen Posten gekommen. Er hatte an der V2 mitgearbeitet.

So wichtig also waren für die Amis die Informationen selbst von Soldaten, die keine Offiziere sondern Meister oder Techniker waren. Ihnen kam der hohe Standard deutscher Facharbeiter zugute, die neben den genialen Köpfen erforderlich sind, um erfolgreich zu sein. Was für ein Verhältnis zwischen den Amis und dem deutschen PW bestand, sah man, als die Soldaten

wieder wegfuhr. Sie drückten einander, und man glaubte, einem Abschied zwischen Verwandten beizuwohnen.

Dies ist, was ich am Anfang schon zum Ausdruck bringen wollte: Ich bin zwar Europäer, aber diese deutsche Leistung macht mich bis heute stolz.

Das Ringen zwischen Ost und West um die Vorherrschaft im Weltraum nahm stetig an Brisanz zu. Es war der Anfang des Kalten Krieges. Als die Russen den ersten Menschen in das Weltall und auf die Erdumrundung brachten, und das Vorhaben mit anschließender Landung auf der Erde erfolgreich abschlossen, hatten sie eine Weile die Nase vorn. Auch in Russland arbeiteten deutsche Wissenschaftler und Ingenieure, die in russische Gefangenschaft geraten waren. Sie schufen auch dort die Grundlagen für den Erfolg.

So kursierte der Witz: Eine westliche Rakete und ein russischer Sputnik kreuzen sich im Weltall und sagen zueinander: „Da oben können sie uns nicht abhören, wir können ruhig Deutsch miteinander reden, da kommen wir schließlich beide her“.

Die Amerikaner machten richtig Dampf und konnten mit der Landung auf dem Mond die Vorherrschaft im Weltall herstellen. Es war nur möglich, weil Amerika mit seiner riesigen Industrie aus einem größeren technischen Reservoir schöpfen konnte.

Die erste Luftbrücke

Die Wohnmöglichkeiten in Markgröningen waren in der Nachkriegszeit so gut wie ausgeschöpft, und der junge Mann, von dem ich berichten möchte, traf hier erst gegen Ende der Umsiedlung ein. Das Zimmer, das schließlich gefunden wurde, lag im Nachbarhaus. Obwohl der Ankömmling keinen schlechten Eindruck machte, verweigerte die Wohnungsbesitzerin seine Aufnahme, weil sie das WC nicht mit ihm teilen wollte. Erst als man hier eine Lösung fand, konnte er einziehen. Er war in meinem Alter, arbeitete in einer ausgelagerten Schuhfabrik und kam über Mittag regelmäßig heim. Wir freundeten uns an. Als er eines Tages kurz vor 13 Uhr wieder zur Arbeit sollte, klagte er über Magenschmerzen. Ich fragte nach den möglichen Ursachen und er antwortete: „Ich habe schon seit eineinhalb Tagen nichts mehr gegessen, weil meine Lebensmittelkarte aufgebraucht ist“. Für mich war's ein Schock. Bei uns Einheimischen saßen sechs Personen am Tisch. Eine eigentliche Not bestand nicht, weil der eigene Garten zumindest immer genug Kartoffeln lieferte.

Mit meiner Mutter sprach ich über den jungen Mann im Nachbarhaus. Ich bat sie, ihm die Essensreste, die beim Mittagstisch meistens anfielen, zukommen zu lassen. Meine Mutter war sofort einverstanden. Nach Feierabend unterbreitete ich ihm unsere Absicht. Er war darüber hochofret und wir überlegten uns, wie wir die Essenübergabe handhaben könnten. Sein Zimmer zeigte in unseren Hinterhof. Ich händigte ihm eine Schnur aus. Er selbst besaß keine solche. Wir befestigten an der Schnur einen Haken. Daran war es möglich, ein Kochgeschirr zu hängen, das wir aus Volkssturmszeiten noch besaßen. Ich füllte das Kochgeschirr und er zog es hoch.

Es war die erste zur Versorgung installierte Luftbrücke.

In diesem Falle betraf sie nur einen Einzelnen. Später, als die Russen über Berlin eine Blockade verhängten und die „Rosinenbomber“ flogen, dachte ich noch oft an unsere erste Luftbrücke.

Bemerkungen zur Entnazifizierung

Zu einem Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte gehört zweifellos die Entnazifizierung, die notwendig war. Wie auch hätte das Dritte Reich so viel Unrecht begehen können ohne die Mithilfe der vielen kleinen Hitlers.

Ich meine, die mit der Aufgabe der Entnazifizierung Beauftragten, die keine juristische Vorbildung besaßen und oft ohne ausreichendes Beweismaterial arbeiteten, waren kaum in der Lage, objektive Lösungen zu finden und Urteile zu fällen.

Die Parteizugehörigkeit wurde grundsätzlich mit einem Arbeitseinsatz von 60 Tagen geahndet. Er musste bei der Stadt oder karitativen Organisationen abgeleistet werden. Das war soweit in Ordnung.

Die Fälle höherer Funktionäre vom Ortsgruppenleiter an aufwärts wurden in besonderen Verfahren mit besseren Vorbereitungen verhandelt wie auch spezielle Fälle von Machtmissbrauch. Hier stellten juristisch gebildete Personen das Entnazifizierungsgericht und sorgten für gerechtere Abwicklung. Es kam aber vor, dass jemand, der Familie und einen festen Wohnsitz hatte oder einen Betrieb führte, dessen Dienstleistungen dringend von der Bevölkerung gebraucht wurde, allein wegen der Mitgliedschaft in der Partei sich jeden Tag auf dem Rathaus melden musste. Manchmal wurden kleine Betriebe sogar aus demselben Grund geschlossen. Ich meine, solche Urteile waren nicht zu rechtfertigen, ich halte sie für reine Schikane.

Entnazifizierung dieser Art lief auf die Begleichung privater Rechnungen hinaus, die aus anderen Streitigkeiten stammten.

Gedanken zum Widerstand

Wenn ich an die Zeit des Nationalsozialismus denke, erinnere ich mich an die Leute, denen gegenüber ich mich besonders schuldig fühle. Ich denke an Georg Elser, der im Münchner Bürgerbräukeller das erste Attentat auf Adolf Hitler verübte, das wie die späteren Anschläge leider misslang. Ich denke an die Geschwister Scholl und die Männer um Oberst Graf Stauffenberg, die das Risiko und die Gefahr der Tätigkeit im Widerstand genau einschätzen konnten. Die Geschwister Scholl waren Studenten und verhältnismäßig jung. Sie glaubten, mit ihren Flugblättern bei der Bevölkerung ein Umdenken einleiten zu können. Allein schon wegen der Überwachung durch den Staat war dies nicht möglich. So viele Flugblätter wie dazu nötig gewesen wären, hätten sie niemals in Umlauf bringen können. Doch schon der Versuch, den sie wagten und mit dem Leben bezahlen mussten, war eine Tat, die uns im Ausland viel Achtung und Anerkennung einbrachte. Der Preis war hoch. War er zu hoch? Wer möchte es sagen? Fest steht, dass junge Menschen mit hohen ethischen und moralischen Werten und dem Gefühl, Verantwortung zu tragen, das Äußerste wagten.

Bei dem Attentat, das auf Hitler am 20. Juli 1944 im Bunker Wolfschanze mit viel Sachverstand und Voraussicht geplant und ausgeführt wurde, war auch die Zukunft bedacht, nämlich die Vermeidung eines Bürgerkrieges. Immerhin waren ja noch die zahllosen 100 %iger Funktionäre und Sympathisanten da. Außerdem spukte die 1. Weltkriegslegende, vom Aufhören „5 vor 12“ noch in vielen deutschen Köpfen herum. Dies war ein unberechenbarer Faktor.

Der Krieg an den Fronten hatte schon viele Opfer gefordert, die Bombardierung der Städte ebenso und die Bevölkerung hungerte. Dem wollten die Attentäter ein Ende bereiten. Für die wichtigsten Führungspositionen standen fähige Männer bereit. Es wäre möglich gewesen, Chaos innerhalb des Reiches zu vermeiden. Mir liegt daran, an einige der großen Tragödien

zu erinnern, die nach dem leider missglückten Attentat vom 20. Juli noch passiert sind. Millionen Menschen wären Tod, Vertreibung und Vergewaltigung erspart geblieben. Zivilpersonen, Frauen, Kinder wären auf der Flucht nicht von Tieffliegern angegriffen worden, die Versenkung des KDF- Schiffes Wilhelm Gustloff mit Tausenden vor den Russen fliehenden Deutschen, die im eiskalten Wasser der Ostsee ertranken, hätte es nicht gegeben, auch nicht die Bombardierung von Dresden, das so gut wie keine Rüstungsbetriebe beherbergte. Der Krieg ist durch die Bombardierung des mit Flüchtlingen übervollen Dresden um keine Minute verkürzt worden. Ich neige zum Vergeben und Verzeihen, aber wenn ich nach dem Tod des englischen Fliegergenerals Bomber-Harris als Berater von Petrus im Himmel hätte tätig sein müssen, wäre mir ein entsprechender Rat sehr schwer gefallen.

Ich frage mich, ob es mir überhaupt zusteht, heute darüber zu schreiben. Das einzige was ich an Entschuldigung für meine damalige Haltung vorbringen kann, ist meine Jugend und die damit verbundene mangelnde Lebenserfahrung. Die Geschichtsbücher während meiner Schulzeit waren voll von Heldenverehrung, rühmten die Taten von Generälen und Heerführung. Daneben wurden die Leistungen von Wissenschaftlern wie Koch oder Röntgen zu höchstens 20 % bedacht und dann nur so, dass sie bei uns Jungen keine Begeisterung auslösten.

Nur so ist zu verstehen, dass wir – auch ich – als die Geschwister Scholl ihr Leben opferten, über sie von ehrlosen Volksverrättern sprachen. Das ist das Unrecht, das wir diesen, ich sage echten Helden, angetan haben. Am Volkstrauertag, der Gott sei Dank noch abgehalten wird, um zu mahnen, dass sich so etwas nie mehr wiederholen dürfe, habe ich den Menschen des Widerstands gegenüber ein besonders schlechtes Gewissen. Ich verneige mich in Ehrfurcht und Reue vor diesen Leuten. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in unserem Lande hat auf der ganzen Welt der Wiedereingliederung unseres Volkes in die Reihen der demokratischen Völker in einem kaum zu überschätzenden Ausmaße geholfen. Daran sollten wir immer denken.

Bauen in Zeiten des Schwarzmarktes

Immer schon gab es Leute, die etwas weiter dachten. Fritz war so einer. Als Sohn eines Metzgers und Gastwirts hatte er das Metzgerhandwerk erlernt und bis zu seiner Einberufung auch ausgeübt. Beim Militär wurde er Kradmelder. Er fuhr eine schwere Zündapp 750 mit Beiwagen. Nur die besten Fahrer durften ein Gespann fahren, weil im Beiwagen meistens Offiziere saßen. Fritz, ein schneidiger Soldat, brachte es rasch zum Feldwebel. Motorradfahren war seine Leidenschaft. Als das Kriegsende absehbar war, überlegte Fritz, wie er sich die Militärmaschine für die kommende Nachkriegszeit sichern könnte. Er musste damit rechnen, in Gefangenschaft zu geraten. Ein Bauernhof in Bayern brachte die Lösung. Dort bot die Scheune ein ideales Versteck für das Motorrad. Fritz kam in amerikanische Gefangenschaft. Mit Glück war er nach einem halben Jahr schon frei.

Zu Hause traf er eine geschlossene Metzgerei und einen veralteten Gasthofbetrieb an. Fritz entschloss sich zum Umbau. Das war nicht einfach. Halbe Sachen liebte er nicht, doch waren 21/2 Jahre vor der Währungsreform Baumaterialien auf normalem Wege nicht aufzutreiben. Aber es gab den Schwarzmarkt, der sich zunehmend entwickelte, mit Geld allerdings kaum, in Zeiten des Hungers jedoch sehr wohl mit Lebensmitteln zu bedienen war. Für einen Metzger lag als Tauschobjekt das Fleisch nahe. Es fanden sich Bauern, die bereit waren, gegen einen zugesagten Fleischanteil und gegen sehr viel Geld Vieh zur Schwarzschlachtung abzugeben. Die Schwarzschlachtung barg ein hohes Risiko. Mit riskanten Dingen umzugehen, hatte Fritz allerdings im Krieg schon gelernt.

Die erste Schwierigkeit lag in der Anlieferung der Tiere. Fritz entwickelte eine glänzende Idee. Immer wieder traf auf seinem nur sehr schwer einsehbareren Gartengrundstück ein Kuh- oder Ochsespann mit zwei Tieren ein. Nachdem ein Teil der Gartenerde, die als Ladung diente, abgeladen war, verließ das jetzt erleichterte und nur noch aus einem Tier bestehende Gespann das Gartengrundstück.

Zwischenzeitlich hatte Fritz sein Motorrad aus Bayern zurückgeholt und zur Verwunderung aller (vielleicht unter Mithilfe des Fleisches) auch eine Zulassung vom Landratsamt erhalten. Nun war Fritzens Aktionsradius beträchtlich erweitert. Unter seinen Freunden und Altersgenossen, die nach und nach zurückkehrten, befanden sich ausgemachte Naturliebhaber, die oft auf der Markung unterwegs waren. Dem Jagdpächter fiel auf, dass immer wieder ein Reh fehlte. Hatte das Rudel das Revier gewechselt?

Der Umbau ging vonstatten und stockte nur, wenn ein besonders schwer zu beschaffendes Teil fehlte. Bei der Beschaffung und bei der Montage erwies sich Karl, ein junger Mann, als nützlich, der vor dem Krieg bei einem Installateur gearbeitet hatte und jetzt oft genial für alle Probleme eine Lösung fand. Er hatte ein sehr ungebundenes Leben geführt. Dass er in Markgröningen sesshaft wurde, ist wesentlich der Bekanntschaft mit Fritz zu verdanken. Im Wirtshaus bestellte Karl immer gleich zwei Glas Bier. Bis das Tablett mit dem zweiten Glas auf dem Tische stand, hatte er das erste schon geleert. Durch Zufall wurde Karls Herkunft bekannt. Er war der Sohn eines Architekten aus einer hessischen Großstadt, seine Schwester war Universitätsprofessorin. Karl konnte als das schwarze Schaf aus einer hoch angesehenen Familie gelten, als das klassische Beispiel eines misstratenen Sohnes.

Der Umbau des Schlachthauses und der Wurstküche kam voran. Es gelang Fritz sogar, aus der Auflösung einer ehemals vom Militär benützten Großküche einen fast neuen Wurstkessel zu erstehen. Man konnte ihn dampfdicht verschließen; ein Vorteil, der sich noch als nützlich erweisen sollte.

Dann aber kam Fritz vom Schwarzmarkt mit einer schlechten Nachricht zurück: der Wert des Fleisches ging zurück. Hatte man früher für 1kg Fleisch drei Sack Zement bekommen, so gab es jetzt nur noch einen. Zudem stieg das Risiko, erwischt zu werden. Lange hatte die Polizei unter Personalmangel gelitten. Viele Beamte waren aus politischen Gründen suspendiert worden, junge unbelastete Polizeibeamte mussten eingelernt werden. Allmählich aber sah sich der Staat in die Lage versetzt, seine Aufgaben besser in den Griff zu bekommen.

Fritz machte sich Sorgen um den Weiterbau. Als guter Schwarzmarktkenner aber fand er heraus, dass nunmehr mit Schnaps die besten Geschäfte gemacht werden konnten. Vom Schnaps verstand er nicht viel. Zwar hatten sie früher schon Schnaps gebrannt und das Erzeugnis in ihrer Wirtschaft zum Lamm ausgedient, aber das war das Geschäft des Vaters gewesen. Fritz wusste nur, dass man Formulare ausfüllen musste, dass als Rohmaterial vergorener Obstsaft oder zur Gärung gebrachte Zwetschgen dienten, dass zwei Tage vor Beginn des Brandes die Maische zum Küfer gefahren werden musste, und dass dort strenge Überprüfungen durch den Zoll durchgeführt wurden. Das notwendige Holz zum Befeuern des Kessels musste ebenfalls mitgebracht werden und vom fertigen Schnaps kassierte der Staat Abgaben in nicht zu unterschätzender Höhe. Dies alles schlug Fritz aufs Gemüt. Er hatte Angst, unter solchen Umständen den Umbau nicht mehr bewältigen zu können.

Wie jeden Abend war Karl im Lamm beim Dünnbier oder Most anzutreffen. Ihm berichtete Fritz von seiner Misere. In der Wurstküche sah sich Karl den Kessel an und meinte: „Wenn die Leute kein Fleisch mehr wollen, dann müssen wir eben Schnaps machen.“ Weiter bemerkte er: „Übers Wochenende baue ich das um. Vom Bad brauche ich den Badeofen, und nächste Woche können wir schon brennen.“ Fritz schaute ungläubig, aber Karl, der Installateur, schuf die Verbindung

vom dampfdichten Wurstkessel zum Badeofen, der nun in der Wurstküche stand und nach Umbau als Kühler verwendet werden konnte. Am Dienstagabend erfolgte der erste Probelauf mit vergärem Obstsaft. Nach Abgang der ersten zwei Liter waren die Leitungen gespült, und die Anlage lieferte passablen Schnaps. Karl war eben ein Alleskönner.

Fritz trachtete nach mehr Qualität. Er beschaffte Zwetschgenmaische. Dies war nicht allzu schwer. Auf der Markung gab es Zwetschgenbäume genug. Viele Leute hatten die Früchte eingeschlagen, weil man sie nicht hatten verfaulen lassen wollen.

Jetzt floss hochklassiger Zwetschgenschnaps, der Tür und Tor öffnete. Fritzens Welt war wieder in Ordnung, für Schnaps in dieser Qualität bekam man einfach alles. Der Erfolg machte süchtig. Brannte man anfangs nur alle 14 Tage, so tat man es jetzt wöchentlich. Benzin fürs Motorrad, Material für die Modernisierung der Wirtschaft und vieles mehr ließ sich durch Tausch erwerben. Es kam, wie es kommen musste. Samstagfrüh standen Polizei und Zoll vor der Tür. So stark war der Geruch des Schnapses gewesen, dass man ihn auf der Straße hatte riechen können. Irgend jemand hatte Anzeige erstattet. Die Beamten fanden nicht nur den Schnaps, auch eine halbe Sau und Fleisch von einem Kalb wurden beschlagnahmt. Eine Katastrophe war eingetreten, vergleichbar mit einem Brand, der nach dem Stall auch noch das Wohnhaus anbrennt. Fritz wurde auf die Polizeiwache ins Rathaus gebracht und verhört. Als das Ausmaß der Schiebereien sichtbar wurde, übernahmen zwei hohe Beamte aus Stuttgart das Verfahren. Sie versuchten, die Hintermänner ausfindig zu machen, um den Sumpf austrocknen zu können. Von morgens 10 Uhr bis am späten Nachmittag wurde Fritz ausgefragt. Wie ich ihn kenne, hat er nur zugegeben, was zu beweisen war.

Was ich jetzt berichte, ist kaum zu glauben, aber wahr: Am Abend nach den Verhören besuchte Fritz den Fasnetball, der erstmals nach dem Krieg von Flüchtlingen organisiert worden war. Fritz trat mit schwarz bemaltem Gesicht als Schwarzmetzger auf.

Wie viele junge Männer seiner Generation musste Fritz seine Jugend dem Krieg opfern. Kriegsdienst und Gefangenschaft zählten bei ihm sechs Jahre. Auf drei Kriegsschauplätzen war er eingesetzt, hatte unter Einsatz seines Lebens Verwundete geborgen und war dem Tode selbst oftmals nur knapp entronnen.

Nach dem Krieg wurde Fritz zum Übertreter des Gesetzes, weil die Umstände es nicht anders zuließen. War er ein schlechter Mensch?

Verzicht auf den Amoklauf

Zu den in letzter Zeit vorgekommenen Amokläufen von Jugendlichen fällt mir folgende Geschichte ein:

Es war Weihnachten 1948, ich war seit einem Jahr Geselle, arbeitete in Stuttgart und verdiente einigermaßen gut. Für das Geld konnte man modische Kleidung in guter Qualität bekommen. Ich sparte für einen schicken Anzug, den ich bei Breuninger kaufte und der sehr teuer war. Das Sprichwort „Kleider machen Leute“ bewahrheitete sich. Den Anzug wollte ich zum ersten Mal zur Weihnachtsfeier des Liederkranzes tragen. Die Vorfreude stieg ins Unermessliche, als ich am ersten Weihnachtstag, am Vortag der Feier, das Mädchen sah, das sich in den Ferien und an den Feiertagen zu Besuch bei den Großeltern aufhielt. Der Großvater war ein aktiver Sänger und so war klar, dass auch das Mädchen die Feier besuchte. Das Mädchen hatte mich von Besuch zu Besuch mehr interessiert, längst schon hatte ich ein Auge auf sie geworfen. Ich war ein guter Tänzer und wollte den Abend nutzen, sie näher kennen zu lernen. Die Vorzeichen standen gut. Mit dem neuen Anzug und der Bereitschaft, Geld auszugeben ließ

sich imponieren. Da kam die kalte Dusche. Warum ich so spät in die Halle kam, weiß ich heute nicht mehr. Einige Jungen wurden noch eingelassen, mir aber wurde der Eintritt wegen Überfüllung verwehrt. Ich wehrte mich dagegen, stänkerte ordentlich herum, aber es nützte nichts. Zwei Türsteher, älter und kräftiger als ich, nahmen mich am Schlafittchen und beförderten mich ins Freie. Ich empfand dies als große Blamage. Außer mir vor Wut entschloss ich mich zur Rache. Ich wollte der Veranstaltung in irgendeiner Form schaden. Allerdings stand noch nicht fest wie. Mein Verstand war jedoch noch so klar, dass ich nicht gleich auf dumme Gedanken kam und Handlungen vornahm, die ich später zu bereuen gehabt hätte. Die niedrige Hemmschwelle der heutigen Jugend löst bei ähnlichen Vorkommnissen Reaktionen aus, die am Ende in keinem Verhältnis zu den Ursachen stehen und eigentlich nur dem Verursacher schaden. Dass ich das Mädchen an jenem Abend nicht näher kennen lernen konnte, schmerzte mich sehr. Einige meiner Freunde hatten schon ein festes Verhältnis und das wollte ich auch, zumal das Mädchen besser aussah als die Freundinnen meiner Freunde.

Jugendliebe

Ich hatte mich mit meinem Freund verabredet. Wir wollten Billard spielen in einer Wirtschaft am Marktplatz, wo viele Jugendliche verkehrten. Da sah ich ein Mädchen stehen und war wie vom Blitz getroffen; so hübsch, so anmutig und feingliedrig, ich hatte noch nie ein schöneres Mädchen gesehen. Mein Freund wusste, dass sie bei ihrer Tante, die ein paar Häuser weiter wohnte, auf Besuch sei.

Ich war fasziniert und wollte sie ansprechen. Als ich auf sie zuing, war mir noch nicht klar, was ich sagen sollte und brachte für solche Fälle das einfachste vor: „Kennen wir uns nicht“? Sie sagte: „Das kann schon sein“. Ich glaubte nicht recht zu hören und sie ergänzte: „Ich war früher da oben im Internat“.

Die Atmosphäre entspannte sich schlagartig und wir kamen uns vor, als würden wir uns schon lange kennen. Sie bemerkte: „Bist du nicht der kleine Boxer vom Elternabend damals, an den kann ich mich noch gut erinnern. Da war ich das erste Jahr in der Schule hier“. Ich glaubte zu träumen, sie dachte noch an meine Sternstunde, die ich damals mit Blick auf die Mädchen im Internat erlebte. Wenn wir auch ziemlich jung waren, an Mädchen, wenn sie hübsch und dazu noch vom Internat waren, fanden wir besonderen Gefallen. Die Voraussetzung war gut, dank der Rolle und dem Eindruck, den ich auf sie damals am Elternabend hinterlassen hatte. Ich fragte sie, ob sie mit uns ginge, vom Billard war keine Rede mehr. Sie bejahte und entschied sich fürs Spazierengehen, teilte aber mit, ihre Tante wünsche, dass sie nach einer Stunde wieder zu Hause sei. Je länger ich das Mädchen anschaute, desto schöner wurde sie. Ich wunderte mich, dass sie mir nicht schon damals aufgefallen war. Aber da war sie 13 und jetzt 19 Jahre alt. Dass sie die von ihrer Tante genehmigte Stunde um 20 Minuten überzog und mir in die Augen schaute, ohne sich meinen Blicken zu entziehen, sagte mir, dass der Abend auch für sie kein ganz normaler war

Als wir am Haus ihrer Tante angekommen waren und sie die Tür aufschloss, stellte ich den Fuß dazwischen, so dass ich ohne meinen Freund ins Treppenhaus kam und ihr mitteilen konnte, dass ich sie unbedingt wieder sehen müsse. Sie sagte: „Ich bin nur noch morgen da, dann muss ich wieder in die Schule nach Schweningen. Meine Bemühung, wieder in die Schule nach Markgröningen zu kommen, scheiterte daran, dass Markgröningen in der amerikanischen Zone und der Schwarzwald in der französischen liegt. Man kann nur innerhalb der Zonen wechseln. Ich muss auch lernen, das Abitur steht vor der Tür“. Ich bemerkte, morgen sei sie

ja noch da, bekam aber keine Zusage. Doch schaute ich sie so treuherzig an, dass sie mir meinen Wunsch auch nicht abschlagen konnte.

Der nächste Tag war für mich der längste Tag den ich bisher erlebt hatte. Ich musste ja arbeiten. Ich sagte ihr noch: „Wenn du den ganzen Tag lernst, musst du doch abends abschalten und dazu ist so ein Spaziergang wie heute Abend das beste Mittel dafür“. Meinem Freund sagte ich natürlich nichts, ich wollte ja mir ihr allein sein. Aber ich wusste, dass sie kommen würde. Ich traute mich nicht, sie in den Arm zu nehmen und zu küssen, und wir verabschiedeten uns mit einem Händedruck.

Früher war man halt nicht so stürmisch wie heute, schon aus dem Grund, dass ihre Tante mich kannte und so herrschte bei mir im Hinterkopf immer ein gewisser Respekt. Ihre Tante hatte ja die Verantwortung für sie ihren Eltern gegenüber. Den Spaziergang am nächsten Abend lenkte ich nicht mehr durchs Städtle, sondern an den Rand, wo nicht so viele Leute waren. Wir unterhielten uns über alles Mögliche, übers Internat und die Verwendung nach dem Einmarsch der Alliierten, nach dem zuerst die Franzosen und dann die Amis die Schule als Kaserne benutzten. Später, als sich die Lage normalisierte und der Krieg aus war, entschloss man sich, die Schule wieder ihrem alten Zweck zuzuführen und als Mädchengymnasium weiterlaufen zu lassen. Wir verabschiedeten uns dann mit einem längeren Händedruck, mehr traute ich mich nicht, und tauschten doch unsere Adressen aus, denn dann konnten wir uns wenigstens schreiben. Ich war auf Wolke sieben.

Die Briefe, die wir uns schrieben, war das einzige was uns blieb. Selbst der Blick auf ein Postauto löste bei mir Empfindungen aus, die heute mit dem Begriff von „Schmetterlingen im Bauch“ umschrieben werden. So hatte sie mich beeindruckt; anscheinend war bei ihr das nicht ganz so der Fall. Wir hatten eine Zeit am Sonntagnachmittag ausgemacht, wo wir uns bei ihr zu Hause treffen wollten. Wir hatten kurz vorher ein Auto gekauft, das war damals schon was, wenn es auch nur ein gebrauchtes war und da wollte ich vorfahren und angeben. Dass es dazu nicht kam, ist dem Umstand zu verdanken, dass ich am Samstag meinem Vater bei der Arbeit helfen musste. In dem Alter weiß man eh' alles besser, so dass es zum Streit kam, der damit endete, dass mein Vater sagte: „Du bekommst das Auto nicht am Sonntag!“ Er war eben doch ein alter Stratege, er hatte mich an der empfindlichsten Stelle getroffen. Sie hatte kein Telefon und zum Schreiben und eine Lüge zu erfinden, dazu war es zu spät. Wer sagt schon gern, ich darf nur mit dem Auto fahren, wenn meine Eltern es genehmigen.



Ein zweiter Streitpunkt war der, dass sie wusste, dass ich am Sonntagabend immer zum Tanzen ging, das gefiel ihr gar nicht, obwohl ich ihr versicherte, dass das nur als Bewegungstherapie und zur Unterhaltung diene, und dass Mädchen dabei waren - man konnte ja nicht alleine tanzen – war ja normal. Die Verabredung konnte ich deshalb nicht einhalten und sie wartete umsonst. Dass sie verärgert war ist verständlich. Bei ihrem guten Aussehen hatte sie es nicht nötig, sich anlügen zu lassen. Sie war ein Mädchen mit hohen moralischen Werten. Die Quittung war, dass der nächste Brief maschinell geschrieben und völlig unpersönlich war. Er war so geschrieben, dass ich spürte, dass sie keinen Wert mehr auf Post von mir legte. Ich war am Boden zerstört. Im Schwarzwald gab es ja auch Jungen, die warben um das hübsche Mädchen. Sie entschied sich für einen jungen, sympathischen, im Sport und Beruf sehr erfolgreichen Mann, bei dem sie es sicher besser gehabt hat als bei mir.

Das, was Du aus dieser Geschichte lernen kannst: Fange nie einen Streit an mit einem, von dem Du am nächsten Tag etwas brauchst. Sei immer auf der Hut, dass diejenige, für die Du schwärmst, nicht den Verdacht haben muss, ob vielleicht doch etwas nicht stimmt. Es wäre besser gewesen, mich nach den Zugverbindungen zu erkundigen und auf das Angeben mit dem Auto zu verzichten und mit dem Zug hinzufahren, dann hätte ich sie nicht so verletzt. Der eigentliche Verlierer war ich, das heißt, der Auslöser für alles war die Besserwisserei bei der Arbeit, wobei sich am Schluss herausstellte, dass der Erfahrenere mein Vater war- und der hatte Recht. Dass er mich allerdings so strafen musste, das sah ich nicht ein, aber er wusste ja auch nicht wohin ich wollte. Ich traute mich nicht zu sagen, dass ich zu einem Mädchel wollte. Übrigens: Die meisten Jugendlichen durchlaufen so eine Phase, die zwischen 18 und 25 liegt, in der sie glauben, die Weisheit gepachtet zu haben. Wie man am Beispiel sieht, nicht immer zu ihrem Vorteil.

Ursula

Es gab Beziehungen, in welchen man die Psyche eines Mädchens und ihre Lebensumstände erfasste, ohne es eigentlich gewollt zu haben.

Was ich erzählen will, stammt aus jener Zeit, als der Schlager von Mariandel Spitzenhit war und ein Film daraus gemacht wurde. Wir hatten im Ort auch ein Kino, leider aber wurden dort nur die älteren Filme gezeigt. Um aktuelle zu sehen, fuhr man nach Stuttgart.

Ich kam etwas zu spät, und das Licht im Kino war schon dämmrig. Ich setzte mich in den Sessel, ohne darauf zu achten, wer neben mir saß. Die Lehnen, auf die man den Arm legt, waren schmal, und meine Hand landete plötzlich auf dem Nachbarsitz. Ich erschrak und wollte die Hand rasch wieder auf meine Seite ziehen. Warum ich spürte, dass meine Nebensitzerin meine Hand nicht als störend empfand, weiß ich nicht. Ich ließ meine Hand liegen.

Der Film führte in die heile Welt, und nach einer Liebesszene fassten wir uns richtig Hand in Hand. Es war für beide schön. Wenn der Film ein helles Bild zeigte, das sich auch auf den Zuschauerraum übertrug, konnte ich das Profil meiner Nachbarin erkennen. Sie war ungefähr so alt wie ich. Sicherlich gab es schönere Mädchen, wohl aber mehr noch, die nicht so gut aussahen. Als der Film zu Ende war und wir auf der Straße standen, bot ich ihr meinen Arm an, und sie hängte ein. Wir hatten noch kein Wort miteinander gesprochen. Sie sagte: „Ich heiße Ursula, und wer bist du“? Ich nannte meinen Namen und fragte, ob sie eine Tasse Kaffee trinken wolle. Sie verneinte, fügte aber an: „, Wenn du eine trinken willst, gehe ich gerne mit, ich bezahle aber selbst.“. Natürlich ließ ich dies nicht zu, ich war mit 17 Jahren schon Geselle und verdiente gut. Wir gingen in ein kleines Café, wo es richtig gemütlich war und plauderten.

Sie arbeitete im Haushalt eines Politikers, den ich aus der Presse kannte. Ein Bekannter hatte sie dem Politiker empfohlen. Dessen Frau wollte ein Mädchen vom Lande einstellen. Diese galten als unkompliziert und waren gewohnt, in Haus und Garten zu arbeiten. Das Mädchen wiederum wollte eigenes Geld verdienen und fremde Luft schnuppern. So ergänzten sich die Wünsche beider. Sie hatte ein Apartment mit WC und Dusche, was auch nicht selbstverständlich war, lebte also in den besten äußeren Umständen.

Das Einfamilienhaus war von einem Garten umgeben. Mit dem Hausherrn hatte sie kaum zu tun. Seine Schuhe putzte sie sorgfältig, ebenso richtete sie seine Wäsche.

Die gnädige Frau aber war eine Karrieredame, die alles tat, um sich und natürlich besonders ihren Mann ins richtige Licht zu stellen. Die Anweisungen, die sie Ursula gab, waren kurz und unpersönlich. Zu tadeln gab es so gut wie nichts, da Ursula von ihrer Mutter, die eine gute Hausfrau war, Hausarbeit gelernt hatte.

Nur aus der Kälte heraus, die Ursula in ihrem Diensthause erfuhr, ist wohl zu erklären, was passierte, als ich heimfuhr. Ich musste die Elektrische und den Vorortzug benutzen. Sie kaufte sich eine Bahnsteigkarte, ohne die man einst die Bahnsteige nicht betreten durfte und wartete auf den Zug. Bis zum letzten Moment wollte sie bei mir sein. Mein Zug fuhr ein und sie fiel mir um den Hals, weinte bitterlich und wollte meinen Arm nicht loslassen.

Der Schaffner sprang hinzu und schloss die Tür. Da wurde mir Ursulas Situation bewusst, ihr Heimweh und die Einsamkeit, die Kälte mit der die herzlose Frau das Dienstmädchen behandelte. Schließlich kannten wir uns nur ein paar Stunden. Ich möchte nicht wissen, wie lange das Mädchen in der Nacht heulte.

Wir hatten schon im Cafe abgesprochen, dass wir uns am nächsten Sonntag wieder treffen wollten, und zwar vor dem Kino und zur gleichen Zeit. Ich konnte das kaum begreifen, denn eine besondere Schönheit war ich nun auch wieder nicht. Darüber hinaus war ich etwas oberflächlich liiert mit einer Sportlerin, die drei Sonntage nacheinander Training hatte, und nur deshalb war ich an diesem Tag allein geblieben. Der Eindruck, den ich von Ursula gewonnen hatte und mein Gewissen sagten mir, dass mit ihr kein unehrliches Spiel zu treiben war. Außerdem gefiel sie mir immer besser.

Unser Wiedersehen war nicht nur wegen des Wetters schön. Ursula entschuldigte sich und erzählte mir, der Schaffner habe sie verwarnt. Er hätte nicht grün geben dürfen, bevor alle Türen geschlossen waren. Der Nachmittag verlief harmonisch. Wir schauten uns die Auslagen in den Läden an. Auf dem Schlossplatz begegneten wir vielen gut gekleideten und bestens aufgelegten Menschen. Das hob die Stimmung. Wenn wir uns in die Augen schauten, überkam uns ein Gefühl der Gemeinsamkeit und des Glücks. Ursula sagte mir, sie müsse früher heim, da im Haushalt noch etwas zu erledigen wäre. Ich entschloss mich darauf, mit einem früheren Zug zu fahren, sie aber bestand darauf, mich zum Zug zu bringen. Da wir noch Zeit hatten, setzten wir uns auf eine Bank, und sie fing an, mich auszufragen.

Im Grunde wusste sie nichts von mir, nichts über meinen Beruf und nichts über meine Familie. Bald kam die Frage, vor der ich im Unterbewusstsein Angst hatte: „Hast du eine Freundin, das heißt mehr als nur Freundin?“

Ich hatte mir vorgenommen, entgegen meiner sonstigen Angewohnheit, wo ich schon ab und zu flunkerte, dieses Mädchen nicht anzulügen. Ich erzählte ihr von dem Schwarzwaldmädel, in das ich mit Haut und Haaren verliebt war und auch die Geschichte, über die ich hier schon berichtet habe. Traurig geworden, fragte sie: „Hast du die Sache abgeschlossen?“ Ich dachte an mein Versprechen, nicht zu lügen und antwortete wahrheitsgemäß: „Nein, ich denke noch oft an sie“. Ihre Antwort war: „Das ist für mich eine vollkommen neue Situation“.

Eine Weile war es ruhig zwischen uns, dann sagte sie: „Ich kann doch nicht mein Glück mit einem aufbauen, der seine Ex nicht vergessen kann.“ Ich versuchte, die Sache herunter zu

spielen, indem ich sagte: „Es ist aus, vielleicht hat sie schon einen anderen“. Das klang anscheinend nicht so überzeugend. Am nächsten Sonntag wollte sie ihre Eltern besuchen, das war schon abgemacht. Sie schlug vor, die Adressen zu tauschen.

Aus den Gesprächen mit ihr hatte ich herausgehört, dass sie aus einer intakten Familie kam und besonders mit ihrer Mutter in einem guten Verhältnis stand. Da wusste ich, dass die Entscheidung ihre Mutter fällen würde.

Ich habe die Adresse mehrmals in der Hand gehabt und wollte schreiben. Dann dachte ich, wenn sie mich wirklich liebt, schreibt sie mir. Und genau das, denke ich, sagte ihre Mutter auch zu ihr. Ich wollte die Bewunderung und Zuneigung, die sie mir entgegenbrachte, bestätigt sehen. Und so warteten ein junges Mädchen und ein junger Mann sehnsüchtig auf einen Brief, der nie geschrieben wurde.

Heute weiß ich, man vergibt sich nichts, wenn man seinen Gefühlszustand offen preisgibt und nicht auf den Triumph hofft und abwartet, bis er sich einstellt. Ganz abgesehen davon, dass es der Anstand gebietet, jemandem, von dem man die Anschrift erhalten hat, zu antworten.

Derjenige aber, den Ursula geheiratet hat, bekam eine Frau, die imstande war, den Haushalt und die Familie in den Griff zu bekommen, ohne zu reglementieren.

Das Wort Dienstmädchen im Sprachgebrauch abwertend zu verwenden, ist unberechtigt. Die Zeit, als jedes junge Mädchen ein so genanntes Pflichtjahr in einem Haushalt absolvieren musste, war gar nicht so schlecht.

Emotionales Solitude-Rennen

Anfang der 50er Jahre wurde der Rennsport wiederbelebt. Für uns im Schwäbischen war die Solitude als Rennstrecke der Mittelpunkt. Wir waren ja nur ein paar Kilometer entfernt, und so war es für uns selbstverständlich, dass wir die Rennen besuchten. Für Rennwagen war die Strecke wegen der Nähe der direkt an der Piste sitzenden Zuschauer zu gefährlich. Deshalb beschloss der Veranstalter, nur noch Motorradrennen abzuhalten. Als deutsche Hauptkonkurrenten traten die Firmen NSU und BMW auf. In der 500er Klasse, der Königsklasse, trugen Schorsch Meier für BMW und Heiner Fleischmann für NSU einen ständigen Prestigekampf aus. Die NSU-Motorräder waren zwar ein bisschen schneller, aber BMW hatte mit den Boxermotoren in den Kurven leichte Vorteile. So blieb der Ausgang der Wettkämpfe spannend. Emotional wurde das Renngeschehen, als eine Gruppe Bayern sich unmittelbar neben uns setzte. Sofort gingen die Sticheleien los. Als in der 125-ccm-Klasse die italienischen Moto-Guzzi Fahrer als klare Favoriten von NSU mit dem bis dahin fast unbekanntem Fahrer Werner Haas besiegt wurden, kannte unser Jubel keine Grenzen. Wir rieten den Bayern, gleich wieder heim zu fahren, um ihnen die Enttäuschung im Rennen der 500er zu ersparen. Die gegenseitigen Spitzen wurden immer massiver, und selbst die Anhänger von Schorsch Maier in unseren Reihen schwenkten um. So entstanden zwei Lager, die keine Gelegenheit ausließen, sich gegenseitig zu ärgern.

Die Bayern fuhren natürlich nicht heim und sie hatten das bessere Ende für sich: Schorsch Meier gewann. Der Schmerz bei uns war erträglich, hatten wir doch die Vormachtstellung der Italiener in den unteren Klassen gebrochen, und das war mehr wert. Werner Haas war ein sympathischer junger Mann. Bei der Siegerehrung wünschte er sich das Lied, das in den Charts ganz oben stand: „Ein kleines Lied auf allen Wegen, mehr hab' ich nicht, ich bin ja nur ein Vagabund“. Dazu bemerkte er: „Woher kennt der Texter mich?“ Leider kam Werner Haas bei einem Flugzeugabsturz in jungen Jahren ums Leben.

Dass der Streit zwischen Schwaben und Bayern eine Auseinandersetzung war ähnlich der von Don Camillo und Pepone im Film, merkte man spätestens dann, als immer öfter ein Motorrad aus Bayern in unserer Stadt auftauchte. Der Fahrer hatte bei seinen Besuchen in Markgröningen eine Schwäbin kennen gelernt. Sie war die Freundin eines Mädchens, das mit uns das oben beschriebene Rennen besucht hatte.

Über die Notwendigkeit Rennen abzuhalten sind Umweltschützer und Technikfreaks natürlich unterschiedlicher Meinung. Dass Rennen wie in diesem Fall bei der Familiengründung hilfreich sein können, ist ja nicht die Regel.

Die Zeit der Ringelsocken und Kreppsohlen

Heute gehen junge Leute erst um 22 oder 23 Uhr in die Disco. Um diese Zeit traten wir früher den Heimweg an. Die heutigen Ausgehzeiten wären auch damals, als Ringelsocken und Kreppsohlen modern waren, prima gewesen.

Wenn ich in Stuttgart arbeitete und eine Wochenkarte der Bahn benützte, mit der man auch sonntags fahren konnte, ging ich in Stuttgart zum Tanzen. Da hatte ich ein Problem. Damit man die Socken mit ihren Kringeln sehen konnte, musste die Hose hoch getragen werden. Damit war der Weg auf den Bahnhof in unserem konservativen Städtle problematisch, wo man besser die Kringel verbergen sollte. Einige wussten ja, dass ich ein Spinner war, aber das brauchten ja nicht alle zu wissen.

Überhaupt, die Moral zu jener Zeit! Ein Kuss in der Öffentlichkeit war unmöglich. Ich hatte eine Weile eine Freundin aus Ludwigsburg. Wir trafen uns am Bahnhof und fuhren mit dem Triebwagen, die Bezeichnung hatte nichts mit uns Jugendlichen zu tun, nach Stuttgart. Zwischen Zuffenhausen und Stuttgart-Nord liegt ein Tunnel. Damals waren die Züge noch nicht so ausgestattet wie heute. Im Tunnel herrschte Dunkelheit, und diesen Umstand nutzten wir, um uns zu küssen. Doch gab es damals schon neidische Leute, die uns Jungen noch nicht einmal den kurzen Spaß gönnten. Als wir gerade in den Tunnel eingefahren waren, zündete einer im Abteil ein Streichholz an. Wir fuhren auseinander und getrauten uns fortan nicht mehr, uns zu küssen.

Tänzer vom Hallschlag – der Hallschlag war keine so gute Adresse in Stuttgart – konnten hervorragend tanzen. Sie zeigten damals schon artistische Einlagen, die sie allerdings nur mit ihren Partnerinnen ausführen konnten. Mir blieb die Spucke weg, da konnte ich nicht mithalten. Wenn es jemand gab, der besser war als ich, gefiel mir das gar nicht, aber da hatte ich wirklich keine Chance.

Dann kam bei mir die Zeit, welche die meisten Jungens und Mädels durchmachen. Wir bezeichneten sie als Sturm- und Drangzeit. Überall musste man dabei sein. Diese Lebensphase ging bei mir, Gott sei Dank, vorbei, ohne dass ich Schaden nahm. Es ist ja der Abschnitt im Leben, in dem man leicht auf die schiefe Bahn gerät.

Heute ist diese Gefahr viel größer. Rauschgift und Drogenkriminalität sind nicht nur in der Großstadt verbreitet, sondern auch auf dem flachen Land. Früher in meiner Jugendzeit waren solche Verlockungen nicht vorhanden. Heute sind sie da, und sie sind lebensgefährlich.

Erbfeind

Mein Vater war auf seine erstklassigen Schulzeugnisse sehr stolz, da er aus einer kleinbäuerlichen Familie stammte. Damals spielte die Größe des Hofes und das Ansehen der Dynastie

bei der Vergabe der Zeugnisnoten durchaus eine Rolle, was auch von anderen Zeitzugzeugen bestätigt wurde, die natürlich heute nicht mehr leben. Er galt als vernünftiger Mann, der mit seiner Meinung und seinen Prognosen eigentlich immer richtig lag. Er, dem als Kind die Geschichten und Heldentaten vom 70-er Krieg erzählt wurden, der im Krieg von 1914-1918 aktiv als Unteroffizier und Geschützführer eines schweren MGs teilgenommen und als Auszeichnung das EK 2 erhalten hatte, interessierte sich für Politik. Er verfolgte den 2. Weltkrieg ohne Euphorie. Den vor allem am Kriegsanfang im Volk vorhandenen Siegestaumel konnte er nicht teilen. Nach dem siegreichen Frankreichfeldzug war allerdings auch bei ihm eine gewisse Genugtuung festzustellen. Die Geschichte der beiden Völker hatte sich so in seinem Hirn eingenistet, dass er mir als 12-Jährigem noch erklärte, der Franzose sei unser Erbfeind, mit dem wir uns nie versöhnen können. Gott sei Dank hat er in diesem Fall nicht Recht behalten. Durch eine Begegnung, allerdings nicht in meiner Jugendzeit, sondern im Alter, wird seine Meinung widerlegt. So unglaublich die Geschichte klingt, ich versichere, sie hat sich so zugetragen.

Im Alter wurde ich krank, mit der Folge einer Geh- und Sprachbehinderung.

Um meinen Alltag zu unterbrechen und ein bisschen Abwechslung in mein Leben zu bringen, beschloss meine Familie eine Fahrt in den Schwarzwald. Auf Empfehlung eines Bekannten führen wir in das Hotel am Kniebis. Sonntags war dieses Hotel immer sehr gut besucht. An einem 2-er Tisch fanden wir noch Platz. Einen Tisch weiter saß ein Paar, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Begleiterin war sehr schick, ja extravagant angezogen. Pariser Mode vermutete ich. In Modefragen nicht sehr versiert, tippte ich jedoch auf französische Couture, zumal auch aus den paar Brocken ihrer Sprache alles auf Frankreich hindeutete. Das Gesicht des Mannes konnte ich zwar nicht sehen, aber im Lauf der Zeit wurde deutlich, dass auch er sprachbehindert war. Als ich dann auch noch seinen Stock erblickte, war mir klar, er hatte die gleichen Symptome wie ich sie habe.

Das Lokal füllte sich mehr und mehr. Die Bedienungen sahen sich händeringend nach freien Tischen um. Der Zufall wollte es, dass wir, nachdem wir unseren Kaffee getrunken und den Kuchen gegessen hatten, gleichzeitig bezahlten. Das Aufstehen nahm mit Hilfe unserer Frauen den gleichen Verlauf.

Wir standen uns gegenüber. Unsere Augen trafen sich und die Reaktion war dieselbe. Wiewer zuerst, weiß ich nicht – gingen aufeinander zu und nahmen uns ohne ein Wort zu sagen in die Arme. Er drückte mich und ich ihn in gleicher Gefühlslage. Da standen wir, er der Franzose und ich, der frühere Hitlerjunge, der von seinem vernünftigen Vater gesagt bekommen hatte: Die Franzosen sind unsere Erbfeinde. Als Gefühlsmensch schäme ich mich nicht zu bekennen - zwar weinte ich nicht – dass meine Augen feucht wurden. Nach einer Weile trennten wir uns wortlos.

Diese Begegnung wurde mir zu einer der schönsten, wenn nicht zur schönsten in meinem Leben. Allerdings hätte es dieses Treffen nie gegeben, wenn wir beide nicht behindert gewesen wären. Für mich und sicher auch für ihn hatte das Erlebnis nicht nur privaten Bezug, sondern auch einen politischen Charakter. Schade, dass ich annehmen muss, dass meine aus Schreibübungen heraus entstandenen Aufzeichnungen den Jugendlichen aus heute noch verfeindeten Ländern nicht zugänglich sein werden.

Krieg muss nicht sein. Das Wort Erbfeind sollte aus dem Sprachgebrauch verschwinden.

Oftmals ist er veranlasst durch egoistische und fanatische Politiker, die in den Geschichtsbüchern groß herauskommen wollen. Die Presse räumt gerade diesen Leuten teilweise viel zu positive Schlagzeilen ein.

Der verschwundene Teich – ein ökologischer Verlust

Den schon erwähnten Gänseteich und das daran anschließende kleine Wäldchen gibt es heute nicht mehr. Als sie verschwanden, war das ökologische Denken noch nicht so ausgeprägt wie heute. Ich will hier keine Schuldzuweisungen aussprechen. Auf dem Platz des ehemaligen Sees steht heute eine Lagerhalle, und auf dem des Wäldchens ein Industriebetrieb. Der Inhaber des damals dort bestehenden kleinen Betriebs vergrößerte die Firma laufend, und die Stadt genehmigte dies aus Sorge um die Arbeitsplätze. So wurde ein ökologisches Kleinod für immer zerstört.

Die Rechnung, die der Unternehmer gemacht hatte, ging jedoch auch nicht auf. Die Bodenbeschaffenheit und die Topografie sowie die Anbindung an den Verkehr waren alles andere als ideal. Industriebauten müssen wegen der Belastung durch schwere Maschinen und laufende Erschütterungen statischen Anforderungen gewachsen sein, die nur mit dem übermäßigen Einsatz von teurem Stahlbeton zu erreichen sind. Für den Unternehmer ergab sich in der Gesamtrechnung eines günstigen Grunderwerbs und dem teurem Bauen am Ende dann doch ein Manko.

Wir haben aus Unwissenheit und Gedankenlosigkeit unserer Lebensgrundlage schon schwer geschadet, sei es dem Wasser, der Luft oder der Tierwelt. Heute können wir nicht wie unsere Vorgänger mit der Entschuldigung aufwarten, nichts gewusst zu haben. Die Schäden sind überall auch ohne Mess- und Überwachungsgeräte für jeden sichtbar. Retten wir, was jetzt noch zu retten ist. Nicht zuerst den Wohlstand zu mehren, ist unsere Hauptaufgabe, sondern die Erde unseren Kindern und Enkeln so unversehrt wie möglich weiterzugeben.

Ein Förderer der Vereine

Einen, möchte ich unbedingt in meine Erinnerungen einschließen; sein Spitzname war Lord. Warum er den hatte, weiß ich nicht, aber seine engen Freunde nannten ihn so. Er war nicht reich, aber irgendwie hob er sich von den anderen ab. Politisch war er links und ein Gegner vom Regime; richtig kennen gelernt habe ich ihn eigentlich erst nach dem Krieg. Er war fast so alt wie mein Vater, aber er kümmerte sich um die Jugend wie sonst keiner. Die Vereine standen nach dem Krieg mehr oder weniger praktisch vor dem Neuaufbau, denn die Militärregierung hatte alle Vereine aufgelöst und später die Sportgemeinde als Dachorganisation zugelassen. Jede Sparte musste sehen wie sie weiter kam. Er verdiente sein Geld mit der Entsorgung von den Kriegslasten, die überall auf den Markungen zurück geblieben waren. Das ging von abgeschossenen Flugzeugen über Militärlastwagen, Kanonen, Munition, eben alles was vom Krieg übrig geblieben war. Auch die Bunker vom Westwall, der bei uns endete, waren voll von hochexplosiver Munition und bildeten für uns Jugendliche eine Gefahr. Vier Jugendliche, die aus Neugier und Abenteuerlust in einem Bunker in Unterriexingen stöberten und unachtsam waren, bezahlten das mit ihrem Leben. Ob der Lord die Lizenz zur Verwertung aufgrund seiner politischen Vergangenheit bekommen hatte, er war ja auch früher in der Branche tätig, ist ja egal, es war notwendig und er machte es gut und korrekt und war immer darauf bedacht, dass niemand mehr zu Schaden kommen konnte.

Er war auch immer beim Stammtisch und mindesten einmal im Monat, wenn politisiert wurde, machte er Aussagen, die, wenn sie angezeigt würden, zur Abholung ins Gefängnis ausgereicht hätten. Es waren ja Parteimitglieder dabei, aber keiner hatte ihn aufgrund seiner Persönlichkeit angezeigt, und so war es für ihn selbstverständlich, dass er später bei der Ent-

nazifizierung jeden Einzelnen bei der Verhandlung entlastete. Er sagte immer, die waren wohl in der Partei, aber Nazis in dem Sinn waren sie nicht, und mit den Verbrechen die begangen wurden, haben sie erst recht nichts zu tun, was ja auch stimmte. Er war ein Mann, der in jeder demokratischen Partei hätte sein können. Für die Vereine tat er alles, denn in seiner Jugendzeit war er Schwerathlet und deshalb, als der Hannes seinen Boxclub gründete, galt diesem sein besonderes Interesse. Den gab's ja vorher nicht, die anderen Vereine konnten ja auf verbliebenen Strukturen aufbauen und hatten es darum leichter. Boxhandschuhe, Seile für den Ring, all das gab's ja nicht, alles musste irgendwie besorgt oder gekauft werden. Er half überall. Zu den Wettkämpfen fahren, das tat er sowieso, da sprach ja keiner davon, aber das Holz für seinen Holzvergaserlastwagen kriegte er auch nicht umsonst, von seinen sonstigen Aufwendungen finanzieller und ideeller Art ganz zu schweigen.

Zu den Spenden möchte ich auch noch etwas sagen: Es ist ein Unterschied, ob ein Mann oder eine Frau nach einem satten Gewinn etwas spendet, oder ob es fast von der Substanz geht, wie bei ihm. Das sind Vorbilder, ohne die praktisch die Jugend- und Vereinsarbeit überhaupt nicht funktionieren würde.

Wenn wir schon bei Personen sind, müssen wir auch den Hannes streifen. Er war eine richtige rheinische Frohnatur, immer gut aufgelegt, immer einen Spruch auf den Lippen. Ich erinnere mich noch gut an die Währungsreform 1948. Jeder Deutsche kriegte 40 DM. Die Schwaben, ihrem Naturell entsprechend knickrig, gingen sparsam mit ihrem Geld um. Anders der Hannes. Er sagte, ich habe lange genug gehungert und tafelte fürstlich, trank und aß vom Feinsten. Mit dem neuen Geld gab's plötzlich alles wieder. Ich hatte zwei Bier getrunken und 1,60 DM bezahlt und hatte fast ein schlechtes Gewissen. Er zahlte bestimmt das Vierfache und war guten Mutes. Beim Heimgehen sagte er aber ohne Neid: „So ist es halt auf der Welt, der Artur (er meinte den Wirt) hat jetzt schon 48 DM und ich nur 32 DM“. Er war ja unser Boxtrainer, trotz einem Arm war er von uns kaum am Kopf zu treffen, da sah man die Routine, die er sich beim Training im Großverein im Kohlenpott erworben hatte. Er war ein Teil meiner Jugend.

Späte Gewissensfrage

Ich bin ein einfacher Mensch, der 59 Jahre auf dem Bau gearbeitet hat, davon viele Jahre als Selbständiger.

Bei aller beruflichen Beanspruchung konnte ich mich von der Zeit zwischen 1939 und 1945 gedanklich nie ganz lösen. Sie hat mich verfolgt und beschäftigt, und es gibt Fragen, die sich mir bis heute stellen.

Als Hitlerjunge wollte ich Pilot werden wie mein älterer Freund Karl, der ein tüchtiger Flieger war und leider tödlich abstürzte. Wäre dieser Wunsch aus irgendwelchen Gründen nicht erfüllbar gewesen, zum Beispiel gab es 1945 so gut wie keine deutsche Luftwaffe mehr, wäre ich am liebsten zur Elitetruppe der Fallschirmjäger gegangen.

Die Waffen-SS wäre auch in Frage gekommen, aber weil mir die verlangte Körpergröße fehlte, schied diese Möglichkeit aus. Beim Gedanken an die SS bewegt mich die Frage, wie ich mich verhalten hätte, wenn der Befehl ergangen wäre, hilflose gefangene Menschen außerhalb des eigentlichen Kriegsgeschehens zu töten. Ich kann mich hier der bekannten Aussage des ehemaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl von der Gnade der späten Geburt absolut nicht anschließen. Sie begründet nichts, sondern weicht nur aus und verdrängt.

Nachdem die Verbrechen des Naziregimes in ihrem ganzen Umfang bekannt wurden und das Unrecht der Leute, an die wir bedingungslos geglaubt hatten, sichtbar war, stellt sich die Frage, wie so etwas möglich werden konnte. Kann man einen Menschen, der wie wir alle mehr oder weniger christlich erzogen wurde, durch hasserfüllte Propaganda so verändern, dass er sein Gewissen, seine Ethik und seine Moralvorstellungen verliert und in der Lage ist, wenn auch nur auf Befehl, solch entsetzliche Taten zu begehen?

Mich bewegt die Frage mein Leben lang, vor allem auf mich selbst bezogen. Wäre auch ich zu solchen Taten fähig gewesen? Von meiner heutigen Warte aus und im Besitze meiner ganzen Lebenserfahrung kann ich mit Sicherheit sagen: niemals!

Wie ich allerdings als junger Mensch unter dem damaligen totalen erzieherischen Einfluss von Partei und Staat zu handeln fähig gewesen wäre, weiß ich nicht. Auch Schlimmes vermag ich hier nicht vorbehaltlos auszuschließen.

Ich spüre die Verpflichtung mitzuhelfen, der heutigen jungen Generation Gedanken solcher Art nahe zu bringen.

Heute verlieren völlig unbeteiligte Menschen ihr Leben durch die Anschläge von Selbstmordattentätern. Meist sind diese Täter junge Menschen, die sich nicht für kriminell halten. Sie sind durch Verblendung und Fanatismus zu ihrem Denken und ihren Taten gekommen.

Ich sehe hier durchaus Parallelen zur Zeit des Nationalsozialismus. Dabei richtet sich mein Blick auch auf das schreckliche Geschehen, das sich am 10. April 1945, zu einer Zeit als der Krieg absolut verloren war, im Ort Brettheim vollzog. Der Bauer Hanselmann, ein rechtschaffener Mann, der nichts weiter als vernünftig gehandelt hatte und mit ihm zwei andere Bürger, die sich weigerten, am Unrecht teilzunehmen, starben durch den Strang.

Veranlasst wurde die Tat von Hitlerjungen, die als verführte Kindersoldaten solche Folgen sicherlich nicht beabsichtigt hatten. Haben sie bereut? Wie gingen sie später mit Schuldgefühlen um?

In diesen Zusammenhang gehört eine Auseinandersetzung mit meinem Vater, von der ich erzählen will. Am 22. Juni 1944 berichtete das Radio über die Invasion der Amerikaner und Engländer, denen es gelungen war, in der Normandie Fuß zu fassen. Mein Vater sagte: „Jetzt ist der Krieg endgültig verloren.“

Ich war inzwischen im Jungvolk zum Jungenschaftsführer aufgestiegen. Auf die rotweiße Führerschnur an meiner Uniform war ich mächtig stolz. Zwar war dies nur die unterste Stufe der Beförderung, aber damit verband sich die Teilnahme am Führerdienst, der sich auf alle Funktionsträger, ob Mädchen oder Buben, erstreckte. Zu den teilnehmenden Mädchen gehörten auch jene aus der Internatsschule in der Stadt. Wir Buben sahen in ihnen etwas Besonderes und wenn einer von uns eines dieser Mädchen zur Freundin hatte oder sie auch nur gut kannte, schaute er sich nach den Mädchen aus der Stadt nicht mehr um.

Im Führerdienst wurden wir immer wieder von Vertretern aus der höhern Führungsebene, dem sog. Bann, geschult. Gegen Ende des Krieges hämmerten sie uns Durchhalteparolen ein, die wir im normalen Dienst an unsere Zöglinge weiterzugeben hatten.

Am Morgen nach einem solchen Abend im Führerdienst, man hatte uns einmal mehr so richtig scharf gemacht, äußerte sich mein Vater in der schon erwähnten Weise: der Krieg ist verloren. In Rage gekommen, fing ich mit meinem Vater an zu streiten. Er war Teilnehmer des Krieges 1914-18 und mir in allen Dingen überlegen. Seine besseren Argumente ärgerten mich noch mehr. Ich war ein schlechter Verlierer und geriet so in Wut, dass ich mir ernsthaft überlegte, meinen Vater anzuzeigen. Das hätte, obwohl er Parteigenosse war, Folgen auslösen können, wie sie in Brettheim praktiziert wurden.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich das in meinem späteren Leben hätte verkraften können.

Wäre während meiner Wut zufällig jemand anwesend gewesen, hätten die Äußerungen meines Vaters auf irgendeinem Weg bekannt werden können, auch wenn niemand die Absicht gehabt hätte, ihn zu verraten.

Ich blieb davon verschont, meinen eigenen Vater in größte Gefahr zu bringen, dafür bin ich dankbar. Heute allerdings weiß ich, dass das Verhalten meines Vaters mir gegenüber auch nicht gerade von Fingerspitzengefühl bestimmt war. Er hätte sich mehr Zeit nehmen und mir auf dem Atlas zeigen können, mit wie vielen und welch großen Ländern Deutschland Krieg führt.

Es konnte nicht gut gehen.

Der größte Politiker

Von den Politikern, die ich in meinen 77 Jahren erlebt habe, sehe ich nicht die an erster Stelle, die die großen Schlachten gewonnen haben. Für mich nimmt diese Stelle der Politiker Michael Gorbatschow ein. Er hat das Wort Glasnost in die Welt getragen und den Bürgern Freiheit verschafft. Er hat dafür in Kauf genommen, dass das große russische Reich zumindest vorläufig an Ansehen und Einfluss einbüßte. Er hat den Kommunismus und den russischen Staat dem Westen gegenüber geöffnet, soweit es eben ging.

Seine Handlungsweise war verbunden mit der Schwierigkeit, jahrzehntelang gefestigte Strukturen von heute auf morgen verändern zu wollen. Der Kommunismus, das theoretisch einzig richtige System, das allen Bürgern ermöglichen wollte, den ihren Gaben entsprechenden Beitrag zu leisten und so dem Wohle des Ganzen zu dienen, hat leider nicht funktioniert. Der Mensch mit seinen hervorstechenden Eigenschaften wie Eigennutz, Egoismus, Neid und vor allen Dingen auch Faulheit, verhindert dies.

Höchstleistungen werden dann erbracht, wenn massive finanzielle Erfolge in Aussicht stehen, oder die Eitelkeit einzelner Personen befriedigt wird. Das hat den Kapitalismus mit seinen vielen Fehlern so erfolgreich gemacht.

Nicht die Systeme gehören verändert, sondern der Mensch. Da das aber nicht möglich ist, werden die Dinge bleiben, wie sie sind.

Meine Bilanz

Jeder Kaufmann macht Bilanz, wenn das Geschäftsjahr zu Ende ist. Lassen Sie mich auch Bilanz machen für die Generation, der ich angehöre. Leider muss ich feststellen, dass das Ergebnis wenig erfreulich ist. Als wir jung waren, sind wir blind einem Phantasten nachgelaufen. Rassenwahn, Selbstüberschätzung, Gewissenlosigkeit, kriminelle Neigungen kennzeichneten ihn und seine Helfershelfer. Der Mensch bzw. Millionen von Menschen aus verschiedenen Nationen spielten keine Rolle. Wenige nur leisteten aktiven Widerstand, aber sie hatten im totalitären Staat keine Chance.

Später wurden im Streben nach Besitz und Bequemlichkeit Naturgesetze außer Acht gelassen. Dies zeichnet sich im Klimawandel ab, und seine negativen Folgen sind jetzt schon da.

Atomarer Abfall als Hinterlassenschaft ist nur zwischengelagert. Bis heute weiß noch niemand, wie die Endlagerung ohne Schädigung derjenigen vor sich gehen soll, die diese Arbeit machen müssen,. Die Strahlung hält tausende von Jahren an.

Eine riesige Verschuldung betreiben auch reiche Länder. Sie leben auf Kosten der jungen

Generation über ihre Verhältnisse. Selbst kleinste Gemeinden verschulden sich.

Das sind die Ergebnisse, die wir vorweisen können. Stolz können wir darauf nicht sein. Bei einem Betrieb, der nach kaufmännischen Regeln geführt wird, würde das Insolvenz und Schließung bedeuten.

Aber wir können auch Positives vorzeigen. Nehmen wir das Wichtigste für uns Menschen, die Gesundheit. Die Erfolge der Wissenschaft, der Pharmaindustrie und der Stand des Gesundheitswesens mit hoch qualifizierten Professoren, Ärzten bis hin zu gut ausgebildetem Pflegepersonal insgesamt sind beachtlich. Viele Menschen, denen fremde Organe wie Herz, Leber, oder Nieren, teils von lebenden teils von toten Spendern transplantiert wurden, verdanken ihr verlängertes Leben den Leistungen dieser Generation. Man könnte die Erfolgsliste beliebig auch auf technischen Gebieten fortsetzen.

Die Gesundheit aber ist nun mal das Wichtigste, und deshalb wollen wir es dabei belassen.

Schlussbetrachtung

Für mich, der von Natur her nur auf rechts programmiert war, ist bis heute jedes Wort das ich mit der linken Hand schreiben muss, eine Herausforderung und Anstrengung, die ich aus Gründen der Selbständigkeit in Kauf nehmen muss. Unter diesen Umständen sind meine Texte entstanden. Sie stellen keine literarische Offenbarung dar. Von einem Bauarbeiter kann das auch nicht erwartet werden. Ich denke aber, dass meine Erzählungen für junge Menschen in bestimmten Lebenslagen hilfreich sein können. Als heranwachsender Junge habe ich die damalige Zeit so erlebt.

Die geografische Lage unserer Stadt im Südwesten Deutschlands hat dazu beigetragen, dass uns bei allen kriegerischen Handlungen, von denen wir nicht verschont blieben, Vertreibung, Flucht und Vergewaltigung, wie sie die Bevölkerung im Osten zu ertragen hatte, erspart blieben.

Vermeiden möchte ich, und das ist mir sehr wichtig, eine Glorifizierung der Erlebnisse, die in den Berichten über die Hitlerjugend zum Ausdruck kommen könnten. Die Hitlerjugend war ein Mittel zum Zweck, uns Jugendliche bedingungslos in das System von Partei und Staat einzugliedern.

Die älteren Jahrgänge mussten das, was gut schien in der Hitlerjugend, an den Fronten mit vielen Entbehrungen und Verlusten an Gesundheit und Leben büßen.

Alles in allem möchte ich wiederholen, was oftmals gesagt und geschrieben wurde: Gewalt ist sowohl im privaten, besonders aber im politischen Leben, der Auslöser des Unrechts. Man muss wachsam sein und die Ansätze rechtzeitig erkennen und bekämpfen.

Das ist eure Aufgabe, ihr jungen Menschen, und wenn ich dies so sage, denke ich nicht nur an meine Enkel, sondern an die Jugendlichen aller Völker. Negative Beispiele, wie in meinen Aufzeichnungen, gab es in der Vergangenheit viele.

Zeigt der Welt, dass es auch anders geht!

Das wünscht euch Hermann.

